



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 4 April 15, 1961

Köln: Bund-Verlag, April 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

4

Köln, 15. April 1961 · 14. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Wir sind jung — und das ist schön

Foto: Rudolf Sulzmann





Aufruf des Deutschen Gewerkschaftsbundes zum 1. Mai 1961

„Freiheit und Solidarität“ ist die Losung dieses 1. Mai.

Die gewerkschaftliche Solidarität und der Kampf um die Sicherung unserer freiheitlichen demokratischen Ordnung haben uns erneut Erfolge gebracht.

Durch weitere Erhöhung der Löhne und Gehälter konnte der Lebensstandard der Arbeiter, Angestellten und Beamten verbessert werden. Einem Nahziel des Deutschen Gewerkschaftsbundes, der Vierzig-Stunden-Woche in fünf Arbeitstagen, sind wir beträchtlich näher gekommen. Alle Angriffe auf die bisher errungenen Rechte und Sicherungen der Arbeitnehmer konnten abgewehrt werden.

Die Bundesregierung hat ihren Gesetzentwurf, der sie ermächtigen sollte, unter dem Vorwand eines Notstandes verfassungsmäßig gesicherte Freiheitsrechte einzuschränken, nicht zuletzt nach dem entschiedenen Widerspruch der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften fallenlassen.

Unter dem Deckmantel einer Krankenversicherungsreform hat die Bundesregierung versucht, den Versicherten den Weg zum Arzt zu erschweren und sie mit zusätzlichen Kosten zu belasten. An dem Widerstand der Gewerkschaften ist dieser gesundheitspolitisch gefährliche und unsoziale Plan zusammengebrochen.

Ebenso sind die Versuche einzelner Unternehmergruppen, die Tarifautonomie zu beschränken und die Entscheidungsfreiheit der Gewerkschaften zu schmälern, an der gewerkschaftlichen Ablehnung gescheitert.

Trotz des wirtschaftlichen Fortschrittes sind die Einkommensverhältnisse in der Bundesrepublik nicht sozialer geworden. Die Verteilung des wachsenden Sozialproduktes entspricht nicht dem Leistungsanteil der Arbeitnehmer in der Wirtschaft und auch nicht der Forderung nach sozialer Gerechtigkeit. Auch in den vergangenen Monaten wurden die Arbeitnehmer durch Preiserhöhungen um einen Teil ihres Einkommens gebracht. Die Bundesregierung hat es auch an durchgreifenden Maßnahmen zur Streuung des Eigentums und Vermögens fehlen lassen. Indessen sind die Gewinne der Unternehmer und die Vermögen einzelner Bevölkerungsschichten riesenhaft angewachsen. Reichtum und Luxus dieser Kreise haben die schärfste Kritik in der Öffentlichkeit herausgefordert.

Die Gewerkschaften werden auch künftig dafür eintreten, daß der Anteil der Arbeitnehmer am Sozialprodukt vergrößert und daß die ungerechte Vermögensverteilung korrigiert wird.

In Mitteldeutschland hat sich der Druck auf die arbeitenden Menschen verstärkt. Die kommunistischen Machthaber haben ein neues Arbeitsgesetzbuch vorbereitet, das die Ausbeutung und Antreibung der Arbeitnehmer weiter verschärfen soll.

Unser Kampf um die Erlangung der Freiheitsrechte und der Selbstbestimmung für die Menschen jenseits des Eisernen Vorhangs darf nicht erlahmen, bis das Ziel aller Deutschen, die Wiederherstellung der deutschen Einheit in Frieden und Freiheit, erreicht ist. Die Solidarität der Arbeitnehmer ist die Kraftquelle aller gewerkschaftlichen Erfolge. Aber diese Solidarität darf nicht an den Grenzen der Länder und Kontinente haltmachen. Solange in anderen Ländern der Erde noch Not, Krankheit und Unwissenheit herrschen, ist auch alles in Gefahr, was wir für uns errungen haben. Durch eine solidarische Hilfe muß vor allem den jungen Nationen der Weg in eine freie und glückliche Zukunft gebnet werden.

Wir fordern erneut die Vernichtung und Ächtung aller Atomwaffen in der ganzen Welt und eine allgemeine kontrollierte Abrüstung.

„Freiheit und Solidarität“ ist auch die Losung für unsere künftige Arbeit.

Wir fordern alle Gewerkschaftsmitglieder – Arbeiter, Angestellte und Beamte, Männer und Frauen, aber auch die Jugend – auf, ihren Gewerkschaften die Treue zu halten und sie tatkräftig zu unterstützen. Die Gewerkschaften sind politisch unabhängig. In welcher politischen Partei auch immer ein Gewerkschafter stehen mag, er sollte für die Verwirklichung gewerkschaftlicher Forderungen entschlossen eintreten.

Wir rufen alle abseitsstehenden Arbeitnehmer auf, sich den Gewerkschaften anzuschließen. Nur durch die solidarische Zusammenarbeit aller schaffenden Menschen sichern wir die Freiheit, die friedliche Entwicklung und den sozialen Fortschritt.

Deutscher Gewerkschaftsbund
Bundesvorstand

Foto: Vereinte Nationen



Das skeptische Weltkind und die Friedenstaube

Geteilte Stadt am 1. Mai



Ostberlin



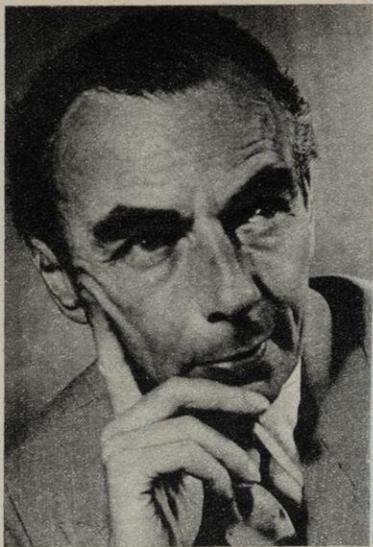
Westberlin



1. Mai in Westberlin

1. Mai in Ostberlin





Der Mai

Im Galavook des heiteren Verschweunders,
das Blumenzepter in der schmalen Hand,
fährt nun der Mai, der Mozart des Kalenders,
aus seiner Kutsche grüßend, über Land.

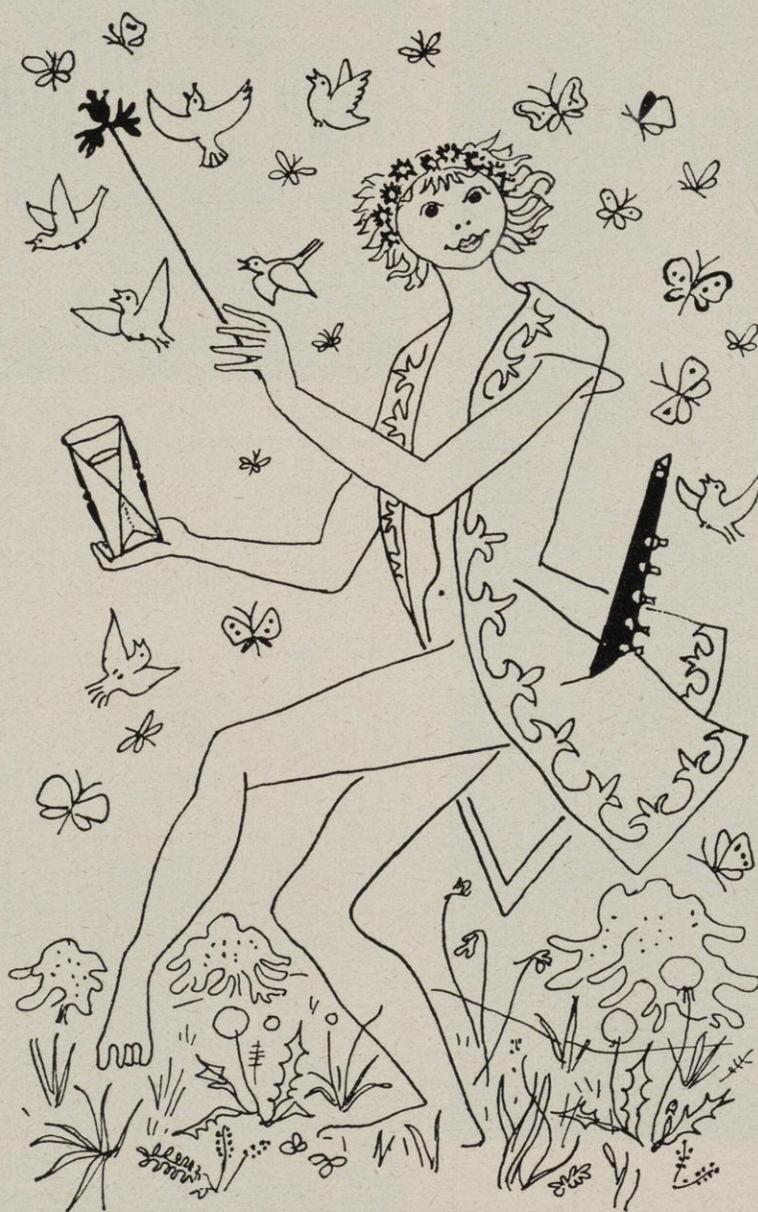
Es überblickt sich, er brüht nur zu winken.
Er winkt! Und rollt durch einen Farbenhain.
Blauweissen flattern ihm voran, sind Finken.
Und Frauenaugen fliegen hinterdrein.

Die Apfelbäume hinterm Zaun erröten.
Die Birken machen einen grünen Knick.
Die Drosseln spielen, auf ganz kleinen Flöten,
das Scherzo aus der Symphonie des Glücks.

Die Kutsche rollt durch atmende Pastelle.
Wir ziehen den Hut. Die Kutsche rollt vorbei.
Die Zeit versinkt in einer Fliedervelle.
O, gäb es doch ein Jahr aus lauter Mai!

Melancholie und Freude sind wohl Schwestern.
Und aus den Zweigen fällt verblühter Schnee.
Mit jedem Pulsschlag wird aus Heute Gestern.
Auch Glück kann weh tun. Auch der Mai tut weh.

Er nickt uns zu und ruft: „Ich komm ja wieder!“
Aus Himmelblau wird langsam Abendgold.
Er müßt die Hügel, und er winkt dem Flieder.
Er lächelt. Lächelt. Und die Kutsche rollt.



Erik Kästner

Arbeite, Mutti, arbeite!

Von Leon Blum

Lucien Herr sagte eines Tages (es war um 1902 bis 1904 herum) zu meiner Frau und mir: „Wenn es Ihnen recht ist, bringe ich nächsten Sonntag Lilly Braun zu Ihnen, die soeben in Paris angekommen ist...“

Wir nahmen Lilly so gut auf, wie wir konnten, und sie wurde bei uns heimisch... An einem Frühlingstag erwarteten wir sie zu Mittag, zu dem wir außer ihr noch Herr und Jaurés eingeladen hatten. Sie kam mit etwas Verspätung an und war offensichtlich verstört. „Was haben Sie, Lilly?“ fragte sie Lucien Herr. „Ach, nichts!“ antwortete sie. „Ich bin noch ganz aufgeregt von einem kleinen Abenteuer.“ Liebevoll befragt, erzählte sie es uns:

Sie war am Morgen ausgegangen, um Besorgungen in ihrem Viertel zu machen. Ihr Söhnchen begleitete sie. Auf dem Rückweg, gerade als sie den Boulevard Saint-Germain überqueren wollten, wurden sie von einem vorüberziehenden Regiment aufgehalten. Musik an der Spitze, wehende Fahne im Wind, Offiziere hoch zu Roß. Als dann das Regiment vorbei war und die Menge sich zerstreut hatte, setzten sie ihren Heimweg fort. In der menschenleeren Straße zog der Kleine sie an der Hand: „Was ist das, was man vorbeiziehen sah, Mutti?“

„Ein Regiment.“
„Was ist das, ein Regiment?“
„Das sind Soldaten.“
„Was sind Soldaten?“
„Nu hör aber auf, das weißt du längst, das sind Männer, die man ausbildet, um eines Tages Krieg zu machen.“
Sie antwortete kurz, beschleunigte den Schritt, aber die Fragen rollten sich wie von selber ab.
„Was ist das, Krieg?“

„Aber warum machen die Leute Krieg gegeneinander?“

Und ich – sagte Lilly – mein Gott, ich ließ mich plötzlich gehen. Fast ohne darauf zu achten, ob die Sätze auch für ein Kind verständlich wären, ließ ich aus mir herausprudeln, was ich mir fast jeden Abend vorsage. Ich habe dem Kleinen meinen Abscheu vor dem Kriege zu geschrien. Sie hätten es von hier aus hören können!

„Welche Unzahl von Leiden, von Ängsten, Verwüstungen und Trauer! Fortab werden ganze Nationen ins Unglück gestürzt. Die von ihren Zielen abgelenkte Wissenschaft dient nur noch dazu, immer mörderischere Waffen zu schaffen. Sicher ein Ansporn zu großen Tugenden, aber eine wirklich kultivierte Gesellschaft würde anderen Ansporn und andere Beschäftigungen für sie finden; im Gegensatz dazu das plötzliche Erwachen alter wilder Instinkte der Grausamkeit, des Blutdurstes, des Hasses des Fremden, dessen, der eine andere Sprache spricht und andere Gesichtszüge hat. Warum sich die Menschen gegenseitig töten? Meistens wissen sie es nicht und kümmern sich auch nicht darum. Sie wissen nicht, wer angreift und wer verteidigt, wer unrecht hat und wer recht. Sie beginnen, weil man es ihnen befohlen hat; sie fahren fort, weil sie einmal angefangen haben. Sie sind das Werkzeug des Ehrgeizes und von Interessen, die sie nicht kennen, das Spielzeug von Kräften, die über sie hinausgehen. Die besiegten Völker

schmachten unter der Niederlage, aber den Siegesvölkern nützen die Siege nichts. Ihre wahren Feinde bestehen weiter: das Elend, die Ungerechtigkeit, Unwissenheit, Selbstsucht, die allen Nationen gemeinsamen Feinde, gegen die sie sich wie Schwestern verbünden sollten...“

„Das Kind unterbrach mich nicht mehr, antwortete nicht mehr, durstig zog es diese Flut von Worten in sich ein. Ich hörte auf zu reden; es blieb immer noch still. Und dann, mit zitternder, fast entsetzter Stimme fragte es mich: „Mutti, alle Männer werden Soldaten?“
„Ja.“
„Also, wenn ich groß bin, werde ich auch Soldat? Ich mache dann auch Krieg?“

„Es lauerte mit Schrecken auf meine Antwort, seine Hand zitterte in der meinen. Ich zögerte, ich wußte nicht, wie ich den Kleinen beruhigen konnte. Schließlich sagte ich zu ihm: „Hör zu, mein Kind, Soldat wird man erst nach zwanzig Jahren, und du bist noch sehr klein. Und es gibt bis dahin viele Männer wie deinen Vater, wie die französischen Freunde, Frauen wie deine Mutter, arbeiten sie tüchtig ohne Unterlaß, ohne Pause, reißen sie viele Genossen fort, mit ihnen zu arbeiten, dann werden vielleicht, wenn du groß bist, alle Nationen miteinander versöhnt sein.“

„Das Kind antwortete nicht, aber es schien, als wäre seine Angst gestillt. Wir waren übrigens an der Haustür angekommen.“

„Ich setzte mich an meinen Tisch“ – fuhr Lilly fort – „und versenkte mich in meine Papiere, aber die Fragen des Kleinen hörten nicht auf, mich dumpf zu plagen. Otto wird sieben Jahre alt. Das macht also nicht mehr so viele Jahre bis dahin, und es bleibt viel zu schaffen. Werden wir, die einen wie die andern, gut genug arbeiten? Werden wir genügend Männer und Frauen mitreißen? Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick auf Otto, der in meinem Arbeitszimmer geblieben war und mir gegenüber in einem Bilderbuch zu blättern versuchte. Mit Willensanstrengung machte ich mich von neuem an die Arbeit, und wieder lenkte mich mein Gedanke davon ab. Nach einer Viertelstunde stand ich auf, nahm eine Zigarette vom Tisch und ging ans Fenster, um sie zu rauchen. Ich schob die Gardine beiseite und blickte unbestimmt auf die Straße. Da fühlte ich, wie man mich von hinten am Rock zupfte. Ich drehte mich um, der Kleine blickte mich mit flehenden Augen an und sagte: „Arbeite, Mutti, arbeite!“ Lilly schwieg einige Augenblicke, dann fügte sie hinzu: „Das war mein ganzes Abenteuer. Sagen Sie mir, Jaurés, glauben Sie, daß Otto Soldat wird?...“

(Otto Braun ist im ersten Weltkrieg als Kriegsfreiwilliger gefallen. Aus den Lebenserinnerungen von Leon Blum, die er im Konzentrationslager Buchenwald aufzeichnete.)



**Mädchen vom März
Mann vom April
Liebe vom Mai**

**In dem Eisenbau der Kirmes
kriechen über den Trolly
kleine Feuer Sankt Elms**

**Mädchen vom März
Mann vom April
Liebe vom Mai**

**Gewiegt vom süßen
Jahmarktslärm
den Traum liebkosend
liebkosend sie sich**

**Sie lieben sich fürs Leben
der Traum ist so wahr
wie der Jahmarktslärm
fürs ganze Leben lieben sie
das Leben hat es so gemeint
und selbst wenn sie sich trennen
es hat sie vereint.**

Jacques Prévert

Foto: Izis Bidermanas
Aus dem Bildband „Wenn es Frühling
wird in Paris“, Verlag Kurt Desch, Mün-
chen.

Jugend von heute



Die 45 jungen Delegierten, die am 19. März als Vertreter von rund 22000 jungen Gewerkschaftsmitgliedern des Landesbezirks Saar des DGB in Saarbrücken zur ersten Landeskonferenz zusammenkamen, hatten über ihre bisherige Arbeit zu beraten und Richtlinien für die kommende Arbeit zu erarbeiten.

Das Interesse der Öffentlichkeit an der Jugendkonferenz war groß. Der Ministerpräsident des Saargebiets hatte einen Vertreter gesandt, der Arbeitsminister war anwesend, ferner Vertreter verschiedener Parteien und die führenden Kollegen des Bezirksvorstandes des DGB. Als Vertreter des Bundesvorstandes des DGB waren Werner Hansen und der Jugendsekretär des DGB, Edmund Duda, gekommen.

Wenn auch die gewerkschaftliche Jugendarbeit des DGB an der Saar noch jung ist, so gab der Arbeitsbericht von Edgar Grund doch das Bild einer intensiven Arbeit, die sich auf alle Gebiete der Jugendarbeit erstreckt. Beklagt wurde der Mangel an Heimen und geeigneten Räumen für die Jugendarbeit, die teilweise noch in Räumen von Wirtschaften durchgeführt werden muß. Entschiedenen Protest hörte der Vertreter der Regierung, als Edgar Grund darauf hinwies, daß die Mittel des Bundesjugendplanes so verteilt würden, daß die Gewerkschaftsjugend der Saar nur von einer betrübenden Ungerechtigkeit sprechen könne. Erfreulich ist die große Zahl der ehrenamtlichen Mitarbeiter in der Jugendarbeit. Intensive Bestrebungen zur Schulung und Bildung der jungen Gewerkschafter stehen im Vordergrund der Arbeit.

Mit Stolz konnte der Berichtsteller darauf hinweisen, daß in der Berichtszeit fast 3000 neue junge Mitglieder zu den Gewerkschaften gekommen sind. Groß angelegte Werbeaktionen sollen diesen Kreis noch vergrößern. In einem Antrag, der einstimmig angenommen wurde, wendet sich die Jugend an die Regierung, mehr noch als bisher Mittel für geeignete Jugendräume und Heime bereitzustellen. Das neue Jugendarbeitsschutzgesetz wurde einer Kritik unterzogen, wobei die Fortschritte wohl erfreulich sind, aber manches, was die Gewerkschaftsjugend gefordert habe, sei leider nicht verwirklicht.

Die Diskussionen, die sich an Arbeitsbericht und Anträgen entzündeten, zeugten von Kenntnis der Materien. Eine Kollegin von der Postgewerkschaft bekam besonderen Beifall, als sie die Spesen für zu hoch ansah und darum bat, daß man einen Teil für die Aktion des DGB „Wir helfen“ zur Verfügung stellen solle.

Das Hauptreferat hielt Werner Hansen über „Die Gewerkschaftsjugend und ihre sozialpolitischen Probleme“. Hansen sagte, daß die nichterfüllten Forderungen des Jugendarbeitsschutzgesetzes nach wie vor für den DGB auf der Tagesordnung ständen. Insbesondere die Bestimmungen über die Kinderarbeit. Es sei eine Schande, daß die Regierung nicht zu einer klaren Entscheidung gekommen ist, man könne dadurch sehr leicht seine soziale und demokratische Glaubwürdigkeit verlieren. Entschieden trat Hansen für eine Ablehnung der Akkordarbeit der jungen Menschen ein. Die Gesundheit habe an erster Stelle zu stehen. Erschreckende Zahlen über fehlende Berufsschulen und Lehrkräfte zeigten leider immer wieder, daß Geld für Rüstungen leichter als für die Bildung unserer Jugend bereitgestellt würde.

Hansen sagte, daß es betrüblich sei, daß ein totalitärer Staat wie die Sowjetunion prozentual mehr Mittel dafür zur Verfügung stelle als die demokratische Bundesrepublik. Mit antikommunistischer Propaganda allein sei es nicht getan. Unbedingt notwendig sei eine Verlängerung der Schulzeit, weil damit eine größere Berufsreife entstände, die mit der Zeit auch zu einer Verkürzung der Lehrzeiten führen würde.

„Der Mensch“, sagte Hansen, „hat bei der Jugendgesetzgebung im Vordergrund zu stehen.“ In diesem Zusammenhang kritisierte er auch das in der Beratung stehende Jugendhilfegesetz, das die Partnerschaft der Jugendverbände mit den Gesetzsträgern zerstören wolle. Die Finanzierung der Jugendhilfe müsse auch in den kleinsten Gemeinden wirksam werden. Hansen betonte in seinen Schlußworten, nachdem er sämtliche Forderungen des Jugendsozialprogramms umrissen hatte, daß seine Verwirklichung nicht nur vorbildlich für die Bundesrepublik sein würde, sondern auch für ein wiedervereinigtes Deutschland.

Mit diesem Vortrag und einem gemeinsamen Lied fand die gut und interessant verlaufene Konferenz ihren würdigen Abschluß.



Die hohen Gäste



Gespannt



Hadobu

Staat von morgen

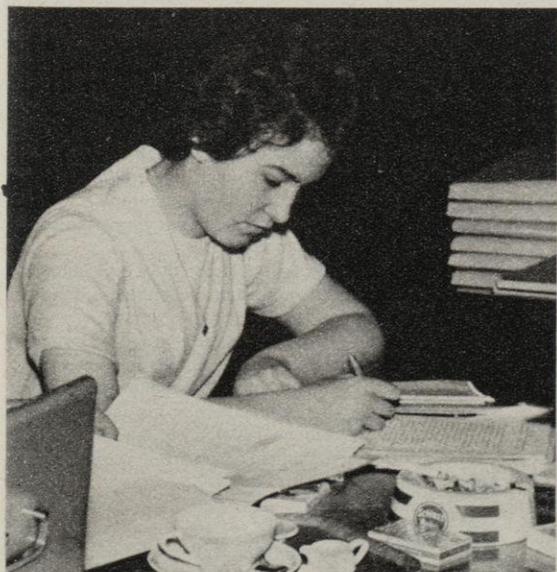
Barbara von der Postgewerkschaft ▶



Zur Organisation einer Konferenz gehört Geld



Fotos: Juluis Schmidt



Die

Mutter

Wassjas



Von Leonid Lentsch

Es ist noch nicht allzu lange her, da schien unsere Waggonreparaturwerkstätte einige Tage hindurch wie vom Fieber geschüttelt. Natürlich nicht das Werk selbst, sondern nur seine Belegschaft. Sogar dem Direktor des Werkes, einem soliden, beherrschten und ruhigen Mann, schlugen die Zähne aufeinander – allerdings nur ein einziges Mal. Dabei ging das alles nicht etwa gegen Monatsende vor sich, wenn alle, vom Jüngsten bis zum Höchsten, das Monatsprogramm zu erfüllen bestrebt sind; an solchen Tagen ist im Werk die fieberhafte Erregung der Normalzustand und versetzt niemanden in Erstaunen. Das ganze Durcheinander wurde auch nicht etwa durch irgendeine Untersuchungskommission von zwölf Menschenfressern verursacht, sondern durch ein unscheinbares, altes Mütterchen, die Witwe unseres Schmiedes und die Mutter unseres Schlossers Wassja Gubkow.

Die Sache begann so: Wassja war im Begriff, ein Nichtsnutz zu werden – das heißt, er begann zu trinken. Als er das erste Mal nicht zur Arbeit kam, verzieh man es ihm; beim zweiten Mal hat man es vertuscht, beim dritten aber hat es in unserer Bierschenke, wo er seinen Wochenlohn vertrunken und damit den hohen Stand des Arbeiters herabgewürdigt hat, einen regelrechten Krach gegeben. Wassja gab einem eine auf die Backe und dieser gab ihm eine hinter das Ohr; zum Schluß fuhren alle Beteiligten zur Miliz. Man war also genötigt, den „Fall Gubkow“ auf höchster Ebene zu behandeln.

Zuerst wollte man den Jungen überhaupt aus dem Werk hinauswerfen, dann ließ man ihn aber aus Mitleid bleiben. Doch wurde auf Vorschlag des Betriebsrates beschlossen, die Mutter Wassjas brieflich von dem unschönen Benehmen ihres Sohnes zu benachrichtigen. Diese Mutter Prassnowja Dimitriewna lebte in einem kleinen Städtchen, etwa hundert Kilometer vom Werk entfernt. Als Wassja erfuhr, daß man beschlossen hatte, seiner Mutter über sein „Saufen und Krakeelen“ zu berichten, wurde er blaß und stotterte ganz aufgeregt: „Um Christi willen, bitte ... nicht der Mutter schreiben ...“

Man sagte ihm: „Was, du, ein Komsomolze, rufst Christus an ...!“

„Das ist mir in der Aufregung ... herausgerutscht. Ich gebe mein Komsomolzenwort, es wird nie mehr vorkommen ... Jede Strafe nehme ich auf mich, nur – schreibt nicht meiner Mutter. Sie wird doch hierherkommen!“

„Genau das wollen wir. Sie soll dir nur den Kopf zurechtsetzen!“

Der Brief wurde also geschrieben und abgeschickt. Kurz darauf kam Mutter Prassnowja Dimitriewna tatsächlich an und quartierte sich bei einer entfernten Verwandten ein. Zuerst

hörte man nichts von ihr, aber dann, dann ging es los!

Als erster kam der Vorsitzende des Betriebsrats, „Onkel Serjoscha“ (so nennt man ihn bei uns wegen seines guten Herzens), zum Direktor Pjotr Petrowitsch. Er sah so zerzaust aus wie eine Taube, die soeben den Krallen eines Katers entronnen ist.

„Was ist mit dir, Sawkom?“ Sawkom, das ist die offizielle Bezeichnung für seinen Titel.

„Nun, ich habe es gestern ganz gehörig bekommen! Jetzt habe ich es einmal an eigenen Leib erfahren, daß die Frauen wirklich eine große Macht sind, besonders wenn sie sich vorher untereinander geeinigt haben.“

„Ich versteh dich nicht, was ist eigentlich geschehen?“

Das Folgende aber war geschehen: Mutter Prassnowja Dimitriewna war ins Haus zu Onkel Serjoscha gekommen, hatte sich mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter bekanntgemacht, hatte ihnen den Brief gezeigt und ihnen gesagt, daß sie „ihrem Kleinen“ natürlich den Kopf zurechtsetzen würde, daß man aber auch tiefer schürfen müßte. Und sie, die Prassnowja Dimitriewna, habe es bereits getan.

„Mein Wassja ist schuldig, das gebe ich ohne weiteres zu“, sagte sie. „Und er hat seinen Teil bekommen. Aber es gibt auch andere Schuldige. Mit wem strolcht er denn durch die Bierschenken? Wer hat ihn gelehrt, Bier zur Hälfte mit Wodka gemischt zu trinken? Meister Krynkina. Ein ausgezeichnete Lehrer, nicht wahr? Jetzt erkläre mir einmal, warum sich dieser alte Teufel mit dem Baby Wassja zusammengetan hat. Ihr wißt es nicht? Ich werde es euch sagen: Weil in eurer Werkstätte ein seltsamer Brauch herrscht; eure alten Teufel lassen sich nämlich von den Jungen freihalten. Und der Sawkom hört und sieht nichts!“ So gut verstand es die Alte, die Angehörigen des Betriebsratsobmannes zu beeinflussen, daß von ihm die Federn nur so flogen. Schon ein paarmal habe er Selbstkritik üben müssen, aber so etwas habe er noch nicht erlebt, gestand der Sawkom dem Direktor Pjotr Petrowitsch. „Alle drei sind auf mich losgegangen, Frau und Schwiegermutter nahmen mich von beiden Seiten in ihre Fänge, und vom Zentrum aus griff mich Wassjas Mutter an – möge sie in die Hölle fahren! Zu unserem eigenen Verderben haben wir diese Alte hierherkommen lassen.“

Der Direktor Pjotr Petrowitsch hörte Onkel Serjoscha aufmerksam an und sagte schmunzelnd: „Das alte Mütterchen hat vielleicht nicht ganz so unrecht. Rufen Sie mir den Meister Krynkina.“

Der erschien, finster wie eine Gewitterwolke, und schon an der Schwelle sagte er: „Ich bekenne alles, bin hinten und vorne schuldig. Macht mit mir, was ihr wollt, nur sagt der Mut-

ter Wassjas, sie soll mich endlich in Ruhe lassen!“

„Aha, hat sie auch dich erwischt, du alter Teufel!“

„Und wie! Hat sie sich nicht mit meiner verheirateten Tochter zusammengetan! Und jetzt kommen die beiden täglich zu mir und reden mir die Seele aus dem Leib. Woher so ein schmächtiges Weiblein nur diese glühenden Worte nimmt! Ich bin am Ende meiner Kraft.“

Am nächsten Tag kam unser Klubleiter zu Onkel Serjoscha gelaufen: „Hilfe! Hilfe! Die alte Gubkowa hat meine Frau und meine Nichte auf mich gehetzt. Meine ganze Arbeit hat sie zunichte gemacht. Bei dir im Klub, sagt sie, krepieren nicht nur die Fliegen, sondern sogar die Motten vor lauter Langeweile. Kein Wunder, wenn der junge Gubkow lieber in die Bierschenken geht! – Hier habe ich jetzt ein neues Arbeitsprogramm für den Klub ausgearbeitet. Bitte, schauen Sie es an!“



Illustrationen: Joachim Braatz

Kaum war der Klubvorstand gegangen, da erschien der Vorstand des Arbeiterheimes, in dem der junge Gubkow wohnte – auch er mit einem Geständnis. „Ich gestehe“, sagte er, „in dem mir anvertrauten Heim herrschen Schmutz und Kulturlosigkeit. Deshalb hat es Wassja in die Bierschenken gezogen. Ich habe bereits alle Maßnahmen ergriffen, und es wird alles geschehen, damit es anders wird.“ Es stellte sich heraus, daß der Vorstand von seiner eigenen Großmutter ins Gebet genommen worden war.

Dann kam die Reihe an den Werksdirektor Pjotr Petrowitsch in eigener Person. Als er gerade vom Betrieb nach Hause kam, hörte er im Nebenraum ein Gespräch. Leise öffnete er die Türe – und siehe da! Da waren seine Frau, seine Mutter und die Mutter Wassjas. Die letztere, eine kleine, zierliche, verhutzelte Alte mit einem dunklen Kopftuch und in einem einfachen Kattunkleid, sagte soeben mit herzbewegender Stimme: „Ich nehme meinen Jungen nicht in Schutz. Ich werde ihn zum Abschied ordentlich verprügeln – wenn mir der Direktor und die Parteifunktionäre dabei helfen, denn ich könnte ihn nicht allein bewältigen. Aber ihr Frauen, belehrt euren Direktor. Er ist doch das Haupt des ganzen, der für alles verantwortlich ist!“

Die Mutter des Direktors sagte: „Denn unsrigen können wir nicht recht verprügeln; er ist schließlich schon über vierzig! Seine Autorität würde darunter leiden.“

„Nein, prügeln natürlich nicht. Tun Sie es mit Worten, Mütterchen.“

Die Frau des Direktors rief erfreut aus: „Mit Worten – das können wir gut!“

Wie sich die Frauen bei solchen Gelegenheiten doch gleich verstehen, das ist schier unbegreiflich! Pjotr Petrowitsch, der die Zungenfertigkeit seiner Natascha wohl kannte, huschte schnell auf den Zehenspitzen hinaus. Er fuhr wieder ins Werk und kam erst spät in der Nacht nach Hause, als seine Frau und seine Mutter schon längst den Schlaf der Gerechten schliefen. Am nächsten Morgen aber ließ er Wassja Gubkow kommen und fragte: „Wann gedenkt deine Mutter wegzufahren?“

„Sie wollte heute fahren, aber wir haben keine Fahrkarte bekommen.“

„Die werden wir beschaffen! Los, Gubkow! Du mußt schauen, daß die Mutter ordentlich heimkommt!“

Die Mutter fuhr also wieder weg. Und stellen Sie sich vor: es war, als ob seitdem im ganzen Werk auf einmal besser gearbeitet würde. Und wenn wirklich einmal etwas los ist, ruft man gleich: Wartet nur! Gleich werden wir Wassjas Mutter herkommen lassen! Sie wird es euch schon zeigen!

Deutsch von Maria B. Wayskaja



Piazza Municipio, der Rathausplatz von Napoli mit dem Blick auf Castelnuovo (Maschio Angioino), hinter dem direkt der Golf von Napoli zu sehen ist. Tausende und Abertausende sind gekommen, um an der 1.-Mai-Kundgebung teilzunehmen. Eine Reportage von Leonard Freed, Amsterdam

1. Mai in NAPOLI



1.
Mai
in
Napoli



Eine italienische Bauernfamilie ist am 1. Mai nach Napoli gekommen, um an der Kundgebung teilzunehmen. 1. Maggio - Per il Sidacalismo Indipendente (1. Mai für den unabhängigen Gewerkschaftler) steht auf dem Plakat hinter ihnen, und es zeigt die marschierenden Bauernfamilien von 50 Jahren. Das mittlere Plakat lädt zu einem Film ein, der von der Unione Italiana del Lavoro, der italienischen Arbeitervereinigung U.I.L., gezeigt wird.

Die neapolitanischen Mädchen sehen den vorbeimarschierenden Gewerkschaftlern vom sicheren Hause aus zu. Sie haben sich ebenfalls auf diesen Tag vorbereitet, doch mehr auf die abendlichen Feiern.

Wie in allen anderen Städten Italiens kommen am 1. Mai auch in Napoli die arbeitenden Menschen zusammen, um für ihre unverjährten Rechte zu demonstrieren. Die Feier des 1. Mai ist immer eine große Sache. So ist es nicht verwunderlich, daß auch aus den umliegenden Landgemeinden der Stadt die Menschen an der Feier teilnehmen wollen. Jedes Jahr ist der Rathausplatz und die umliegenden Straßen von Menschen überfüllt, um die Redner zu hören, die mit südländischem Temperament zu ihnen sprechen.

Arm ist der Süden Italiens. Und die Rechte der arbeitenden Menschen sind noch längst nicht

Selbstverständlichkeit. So muß also gekämpft werden gegen die Macht der Geld- und Bodenreichen, die ihre Vorrechte für alle Zeiten behalten wollen. Mit lauter Fröhlichkeit zieht nach der offiziellen Feier die Jugend noch lange durch die Straßen der Stadt, über der die südliche Sonne wärmend scheint. Sie ist arm aber fröhlich diese Jugend, von der die älteren Kollegen erwarten, daß sie ihren Kampf fortführt, damit die grenzenlose Ungerechtigkeit aus der Welt kommt; damit die Menschen nicht durch Kriege bedroht sind; damit die Völker sich verständigen und die Gerechtigkeit überall auf unserer schönen Erde eine Stätte und Heimat hat. Denn das ist der Sinn des 1. Mai.



Nach der Maikundgebung auf dem Rathausplatz ziehen die jungen Gewerkschaftler durch die Straßen Napolis. Ihre Begeisterung kennt keine Grenzen, die Freude über errungene Fortschritte, wenn sie für unsere Vorstellungen auch noch so klein sind, ist nicht zu bändigen.



Tanz nach der Feier des 1. Mai



HEERSCHAREN

Kai Fischer, die rothaarige deutsche Nachwuchsschauspielerin, blickte mit halbgeöffneten Augen von der Wand. Stecknadeln hefteten ihr auf einem Dutzend Großfotos glänzendes Gesicht an die geblümete Tapete ...

Darunter saßen um einen großen Tisch sechs junge Mädchen. Nicht älter als 15 und nicht jünger als 13 - Teenager. Nette Mädchen, eher etwas brav-bürgerlich als jugendlich-verwegen. Sie trugen nicht die Uniform der Teenager, keine enganliegenden Pullis und Blue Jeans. Sie trugen Rock und Bluse oder einen bequemen Wollpullover. An jeder Bluse und an jedem Pullover freilich prangte ein Abzeichen. „KFC“ stand darauf: Kai-Fischer-Club.

Am Tischende saß er, der Chef des Clubs. Wolfgang hieß er. Ein Bursche mit frischem Gesicht. 17 Jahre alt und von Beruf Oberschüler. Er hatte mir einen freundlichen Brief geschrieben und mich zum Clubnachmittag der Freunde und Verehrer Kai Fischers eingeladen.

„Tut mir leid“, sagte er, „die Jungen des Clubs sind beim Fußball. Wenn sie auch da sind, gehen wir gewöhnlich in eine Kneipe nebenan. Gibt da so etwas wie ein Clubzimmer.“

Jetzt saßen wir in der elterlichen guten Stube. Wolfgang Mutter tischte für die Clubmitglieder Cola auf, für mich Kognak. „Seid ruhig“, sagte Wolfgang, „wir wollen anfangen.“ Aus einer großen Mappe, gefüllt mit Bildern und Zeitungsausschnitten, zog der Leiter des Kai-Fischer-Clubs ein Blatt Papier. Ein Onkel hatte für ihn einen Brief aufgesetzt. Einen Brief an die anderen Starclubs der Stadt: zwecks Austausch von Erfahrungen und künftiger Zusammenarbeit. Wolfgang verlas ihn mit feierlicher Stimme.

Die Mädchen nickten zustimmend. Aber keines sagte etwas. So sehr schien sie das nicht zu interessieren.

„Wissen Sie“, sagte Wolfgang mir etwas besorgt, „die verstehen noch nicht, worauf es ankommt.“
„Schön“, sagte ich, „aber worauf kommt es an?“

Seine Stimme klang sehr selbstbewußt. „Sehen Sie, Kai Fischer ist nett, so als Mensch, wissen Sie, und da möchten wir ihr helfen.“

„Ja, aber wie machen Sie das?“ fragte ich.

Er ging und brachte einen Stoß Briefe. „Autogrammpost“, sagte er stolz. Auf dem Tisch lagen drei Packen Postkarten und Briefe. Bitten um Autogramme, Fotos, Lebenslauf und so etwas - Kai Fischer läßt ihre gesamte Verehrerpost über ihre Clubs gehen. Und der Club, Wolfgang und seine Schwester, erledigen sie jede Woche völlig selbständig. „Vorige Woche“, erzählt Wolfgang, „wollte einer allerdings den Umfang von Kais Oberschenkel wissen. Da wußte ich gar nicht, was ich schreiben sollte. Ich finde das ja zu intim. Aber ich werde Kai fragen ...“

Wolfgang kennt als Leiter des Kai-Fischer-Clubs die Schauspielerin ziemlich gut. Er hat sie öfters (auf ihre Kosten) in München besucht und hat ihr vom Blühen und Gedeihen des Clubs berichtet. „Sehen Sie“, sagte er, und fischte eine Zellophantüte aus seiner Brieftasche, „das sind Kais Haare, habe sie selbst abgeschnitten.“ Die Tüte wird herübergereicht und mit Andacht betrachtet.

Ich sah mir das Filmplakat an, das an der Wand hing. Kai Fischer mit etwas leerem Gesicht und jedenfalls sehr leeren Schultern. Darunter in

großen Lettern: „... denn keiner ist ohne Sünde“. Ich fragte nach anderen Filmtiteln. Die Antworten kommen schnell: „Unternehmen Schlafsack“, „Karussell der Liebe“, „Bad auf der Tenne“, „Harte Männer - heiße Liebe“, „Für zwei Groschen Zärtlichkeit“, „Ich war ihm hörig“ usw. Die Mitglieder des Kai-Fischer-Clubs wußten Bescheid. Und mir fiel plötzlich auf, daß alle diese Filme für Jungen und Mädchen unter 18 Jahren gar nicht zugelassen sind. Gibt es da also einen Club zu Ehren eines Stars, der meistens in Filmen mitwirkt, die für die Mitglieder dieses Clubs schlichtweg verboten sind? Ich fragte danach.

Und das war ein Stichwort. Wolfgang kommt garnicht zum Reden. „Das ist ja das Schlimme“, sagen die Mädchen fast gleichzeitig, „Kai bekommt immer so komische Rollen ... Die sind gar nichts für sie ... Kai soll mal was spielen, wo wir sie drin sehen dürfen ... Immer diese ordinären Mädchen ...“

„In Wirklichkeit nämlich“, versichert Wolfgang, „ist sie viel besser.“ „Ja“, sagen die Mitglieder seines Clubs, „das stimmt.“

Woher sie das so genau wissen, wurde nicht ganz klar. Aber sie glauben daran. Sie glauben daran und können sich sehr über den empören, der etwas anderes zu sagen wagt. Wolfgang präsentiert mir stolz und wie zum Beweis eine Filmzeitschrift, in der ich einige Sätze - von Kai Fischer persönlich - nachlesen kann: „Man hält mich immer für ein Luder“, so steht da, „und dabei möchte ich so gern die Lady Macbeth spielen.“ Nun denn.

Aus Wolfgang's Clubtreffen wurde nichts Rechtes. Als kein Cola mehr da war, zogen die Mädchen ins Nebenzimmer. Eine kleine Blonde hatte einen Schallplattenapparat mitgebracht. Sie machten Musik und tanzten danach. Immer

wieder wurde Peter Kraus aufgelegt. („Ich höre ihn genauso gern wie Beethoven“, sagte eine.)

Wolfgang schien etwas unzufrieden. Er erzählte noch, daß er bald wieder mal nach München fahren wolle. Und dann sagte er: „Die Mädchen spielen noch zu viel. Sie nehmen die Sache nicht ernst genug.“

Ich verabschiedete mich. Wolfgang wollte abends noch in Kai Fischers neuesten Film „Schwarze Nylons - heiße Nächte“. Er ist zwar erst 17, aber die Mutter nimmt ihn mit. „Viel Vergnügen“, sagte ich.

Bei vielen Clubs, die ich besuchte, war das so: Ein paar Jungen und Mädchen hatten plötzlich ihre besondere Zuneigung zu einem bestimmten Schauspieler entdeckt, hatten sich zusammengefunden - in der Schule oder unter Arbeitskollegen - und beschlossen, einen Starclub zu gründen. Man fragte - denn das ist notwendig - bei dem Filmstar an, ob er damit einverstanden war. War er es, wurde künftig seine Verehrung gemeinsam betrieben. Das Idol ging fortan über alles, das Mädchen oder der Mann vom Film war Vorbild für alle. Über ihre Lieblingsblumen, Geburtsdaten, Schuhgrößen und Lebensgewohnheiten war man künftig selbstverständlich ausreichend informiert. Und natürlich auch über ihre Schwächen, Affären und Skandale. Aber über diese Dinge spricht man in den Clubs nicht gern, man will sie nicht wahrhaben. So sehr ist man von seinem Idol entzückt ...

So romantisch solche Verehrung ist, eines unterscheidet sie von der Schwärmerei früherer Zeit: Die Jungen und Mädchen heute - offenbar doch nicht so nüchtern und sachlich, wie man es oft von ihnen behauptet, immerhin aber sehr viel praktischer veranlagt - geben sich mit



DER FILMSTARS

der bloßen Verehrung nicht zufrieden. Spricht man mit ihnen, finden sie das sogar überspannt. Sie wollen ihrem Star praktisch helfen, ihm Arbeit abnehmen. Ihn „aufbauen“, wie das im Jargon heißt. (Und deshalb gibt es wohl auch so viele Clubs, in denen ganz junge, kaum bekannte Schauspieler König sind.) Die Karriere des Angebeteten zu sichern, damit er weder jetzt noch künftig irgend etwas zu fürchten hat, darauf kommt es an. Je mehr Clubs ein Star hat, so überlegen die Fans und viele Produzenten denken genauso, desto beliebter muß er sein. Und hört man sie reden, die organisierten Starvereherer, muß man wirklich fast um den Filmproduzenten fürchten, dem es etwa einefele, Fräulein Soundso keine Rolle mehr anzubieten.

Viele Clubleiter traf ich, die von ihren Stars wie von Schutzbefohlenen sprachen: „Sie hat da etwas Dummes gemacht ... Er ist sehr nett, aber wissen Sie, er ist immer viel zu leichtsinnig ... Manchmal ist er wie ein kleines Kind.“ Für diesen Schutzbefohlenen schlagen sie sich, wo immer sein Aufstieg zum großen Star von bösen Produzenten oder nichtsnutzigen Schreiberlingen gefährdet wird. Angriffe gegen den Star durch Proteste, verstärkte Reklame, neue Verlautbarungen in den für sie stets offenen Spalten der Filmzeitschriften abzuwehren, das ist es, was man ernsthafte Clubarbeit nennt.

Aber ein anderer Club, den ich kennenlernte, erreichte das, wovon Wolfgang vielleicht träumte. Mit dem Leiter dieses Clubs, der sich die Bewunderung der blonden Sabine Bethmann zur Aufgabe gemacht hatte, hatte ich mich in einem Café verabredet.

„Der Herr sitzt im ‚Blauen Salon‘“, sagte das Mädchen hinter dem Büfett. Der Herr war etwa 20, in der modischen Kleidung der modischen

Twens, das blonde Haar kurz geschnitten, Postangestellter, erzählte er später.

„Eigentlich hatte ich gar keine Zeit, zu kommen“, sagte er. „Wissen Sie, ich habe viel Arbeit, 19 Zweigstellen in ganz Deutschland...“ „Wie denn“, fragte ich, „alles Sabine-Bethmann-Clubs?“

„Na, nun hören Sie mal, selbstverständlich. 900 Mitglieder haben wir insgesamt, 200 allein in der Ostzone.“

Ich bestellte schnell einen Kaffee, und er erzählte. Früher hatte er einen Karin-Baal- und Gertrud-Kückelmann-Club. In diesen Stars aber „sah er keine Zukunft“. Ja, und dann hat er Sabine Bethmann in „Waldwinter“ gesehen. Für sie, dachte er, müßte man etwas tun. Karl Peter, so hieß er, war stolz auf das, was er aus dem Club gemacht hat. „Heute haben wir eine Briefvermittlerzentrale“, sagte er, „erledigt in der Woche oft bis zu 700 Briefe.“

Es stimmt: 700 Briefe in der Woche. Elf ausgewählte Mitglieder des Clubs erledigen sie regelmäßig. Man hat verschiedene Postfächer, eigenes Geschäftspapier, Stempel, Mitgliedsbeiträge und Mitgliedsausweise mit Lichtbild und Unterschrift. Die Zentrale der Sabine-Bethmann-Verehrung ist vollkommen, fein organisiert und gut eingespielt.

Doch Karl Peter ist nicht ganz glücklich: „Der Betrieb läuft noch nicht richtig. Zwar haben wir einen Raum gemietet, aber eigentlich müßten wir ein richtiges Büro haben mit Sekretärin und so...“ Und dann spricht er von seinen Sorgen, den Sorgen des obersten Managers über 19 Filialen und 900 getreuen Verehrern Sabines. Wie schwierig manche Briefe zu beantworten seien und daß viele Mitglieder einfach kein Rückporto beilegen. „Und stellen Sie sich vor, viele kommen überhaupt

nur in den Club, um ein Autogramm zu bekommen, und dann sind sie wieder weg.“

Sie tagen regelmäßig, haben engen Kontakt mit dem Star, kaufen beim gemeinsamen Filmbesuch ganze Reihen im Kino auf, haben einen Briefverkehr wie ein mittlerer Industriebetrieb. Alles zur höheren Ehre einer Filmschauspielerin, die die meisten Kinobesucher vermutlich überhaupt nicht kennen.

„Wissen Sie“, sagte Karl Peter etwas kleinlaut, „man wird ein bißchen größenwahnsinnig dabei.“

In solchen Clubs herrscht Disziplin, Organisation und Clubgeist wie in einem echten, rechten deutschen Verein. Kaum ein Club denn auch, der nicht wenigstens einen Präsidenten, ein oder zwei Vorsitzende, Schriftführer, Kassenwart usw. besitzt. Und natürlich gibt es über allem die Dachorganisation. Zur Zeit sind es sogar drei, in Hamburg eine und in Bremen eine und eine in Frankfurt. Alle drei wollen aus der Starvereherung so etwas wie eine Jugendbewegung machen. In Rundschreiben versichert die Frankfurter Organisation, daß sie entschieden gegen den Starkult sei und sich ernstlich „um ein erzieherisches Ziel für die filmbegeisterte Jugend“ bemühe. Präsident dieser Organisation ist ein in Ansbach lebender Bildhauer namens Professor Waldemar Fritsch. Kürzlich hat er eine Büste von James Dean angefertigt. Und sein neuestes Werk ist die Figur eines Teenagers.

Von solchen Zentralen aus wird der Starrummel „gemanagt“. Es gibt genug Leute, die daran Interesse haben. Die Verleihfirmen, die Filmzeitschriften, Schallplattengeschäfte – ganz bestimmt aber die Stars selbst. Die Clubs fördern ihre Popularität. Mit ungeheurer Initiative und jugendlicher Begeisterung arbei-

ten viele Jungen und Mädchen oft mehrere Stunden am Tag für sie. Und deshalb korrespondieren die Filmschauspieler (auch dann, wenn sie die ganze Schwärmerei für ausgemachten Unsinn halten) sehr freundlich mit ihren Clubs, laden die Vorsitzenden zu sich ein oder besuchen von Zeit zu Zeit die Clubabende. Und manchmal unterstützen sie auch die Clubs mit recht beträchtlichen Geldspenden.

Die Eltern aber, was sagen sie zu der Freizeitbeschäftigung ihrer Kinder? „Wie schön“, sagte eine Mutter, „daß die Kinder ein Hobby haben, und man spürt, daß sie selbst noch ein bißchen mitschwärmt.“

„Mein Vater meint, ich spinne“, sagt ein Clubleiter, „aber solange ich keine Fotos an die neue Tapete klebe, hat er nichts dagegen.“ Es gab aber auch Väter und Mütter, die ein wenig besorgt waren: „Das Kind ist kaum noch zu Hause. Immer dieser Club...“ – „Na wissen Sie, die Erwachsenen verstehen da nix davon“, sagte ein Mädchen. „Wir wollen eben mal raus, mit anderen zusammensein.“ Und dann sagte sie plötzlich etwas ganz Ernstes: „Daß sie doch sonst gar kein richtiges Vorbild habe, und das mit den Idealen sei ja dummes Zeug.“ Sie hat dafür ihr Idol. Davon spricht sie, dafür opfert sie freiwillig und freudig ihre freie Zeit. Vielleicht sollten die Erwachsenen, Eltern und Erzieher, sich diese Idole etwas genauer ansehen. Junge Leute gehen oft seltsame Wege. Es gab schon schlimmere als diese. Aber...

„Als René Carol vor zwei Jahren im Gefängnis saß“, sagte der Vorsitzende eines René-Carol-Clubs, „da haben wir ganz fest zu ihm gehalten. Und da erst zeigten sich seine wirklichen Anhänger.“

Klaus Bresser





Jugenddelegation des DGB

Besuch in Israel

Monatlang hat es gedauert, bis es endlich soweit war. 15 Vertreter der Gewerkschaftsjugend sollten auf Einladung der Gewerkschaft Histadruth vier Wochen lang das Land Israel und seine Menschen kennenlernen. Natürlich war auf beiden Seiten nicht an eine der üblichen Touristentouren gedacht. Als sich die Teilnehmer kurz vor ihrer Abreise noch einmal trafen, um durch Filme und Vorträge ihre Kenntnisse über Israel zu erweitern, sagte Herr Brosh von der Israel-Mission in Köln: „Die beste Art eine Brücke herzustellen, ist das Land zu besuchen.“ Nun, eine Brücke herzustellen, das würde uns bei einem – und gar dem ersten – Besuch wohl kaum gelingen. Aber Kontakte wollten wir wenigstens herstellen und vieles von dem beseitigen, was zwischen den jungen Generationen des israelischen und des deutschen Volkes liegt. Wir wollten als Abgesandte und Vertreter der deutschen arbeitenden Jugend unsere Hand reichen und unseren guten Willen zum Ausdruck bringen.

An einem sonnigen Vorfrühlingstag ging die Reise los. In Israel lernten wir erst einmal unseren mächtigen und einflussreichen Gastgeber kennen. Diese Gewerkschaft ist ohne Beispiel in der freien Welt. Als sie 1920 gegründet wurde, lebten in dem damaligen Palästina rund 100 000 Juden. Das Land befand sich in einem wirtschaftlichen Chaos. Industriearbeiter gab es kaum. Die Gewerkschaft mußte daher erst die Wirtschaft und das Sozialversicherungswesen aufbauen. Es gab also schon lange Jahre die Gewerkschaft, bevor der Staat 1948 gegründet wurde. Diese Tatsache gab ihr eine unbestreitbare Bedeutung im gesamten öffentlichen und gesellschaftlichen Leben von heute. Über 60 v. H. der gesamten Bevölkerung sind Mitglieder der Gewerkschaft Histadruth.

Die Bevölkerung, das sind 2,2 Millionen Menschen, darunter 200 000 Araber. Sie sind völlig gleichberechtigte Staatsbürger und fühlen sich sehr wohl in Israel. Eine sehr beachtenswerte Tatsache, wenn man von den Spannungen zwischen der jüdischen und arabischen Welt weiß. Sie ist ein echter Beweis für die Toleranz des jüdischen Volkes. Wo gibt es eine jüdische Minderheit, die sich in der arabischen Welt ebenso wohl fühlen könnte?

Die Mitglieder der Gewerkschaft sind gleichzeitig in der gewerkschaftseigenen Krankenkasse „Kupat-Holim“ versichert. Die Krankenkasse ist das größte Sozialversicherungsunternehmen des Staates und verfügt über eine Reihe eigener Krankenhäuser, Erholungsheime und sonstiger Einrichtungen. Einen Unterschied der Patienten gibt es nicht. Es gibt keine Klassen in den Krankenhäusern. Frei praktizierende Ärzte kennt man kaum. Die medizinische Überwachung und Behandlung erfolgt in den sogenannten Kliniken bzw. Ambulanzen. Das sind Gebäude, die in der Regel über alle erforderlichen medizinischen Abteilungen verfügen. Die Ärzte stehen im Anstellungsverhältnis.



Die Histadruth verfügt über etwa 1000 solcher Einrichtungen, die auf das ganze Land verteilt sind. Die Frauenabteilung der Gewerkschaft unterhält zahlreiche Säuglings-, Kinder- und Mütterheime. Ihr unterstehen etwa 200 solcher Einrichtungen. Die Gewerkschaft ist aber nicht nur auf dem Sozial- und Fürsorgewesen im Lande führend, auch in der Wirtschaft hat sie eine einflussreiche und bedeutende Stellung. Privatunternehmen gibt es in Israel kaum. Der größte Unternehmer ist der Staat. Dann folgt die Gewerkschaft, die fast ein Drittel der wirtschaftlichen Unternehmen besitzt. Die Beteiligung des Privatkapitals ist so gering, weil die eingewanderten Juden kaum über Kapital verfügen und für ausländische Geldgeber die Kapitalanlage bisher ein zu großes Risiko war. So sind Gewerkschaft und Staat zunächst fast allein am Aufbau der israelischen Wirtschaft beteiligt. Beide verkaufen aber, wenn es möglich und zweckmäßig ist, ihre Anteile an Privatinteressenten, um das knappe Geld zum Aufbau weiterer Industrien verwenden zu können. Erst vor wenigen Wochen wurde durch einstimmigen Beschluß der Knesseth (= Versammlung, Parlament) die Aktienmehrheit des Staates an einem großen chemischen Werk in Haifa an Privatinteressenten verkauft. Staat und Gewerkschaft benötigen dringend Geld, um neue Lebensmöglichkeiten für die ständig wachsende Zahl der Bevölkerung zu erschließen.

Pioniergeist

Auch hier ist Unvorstellbares geleistet worden. Bei Gründung des Staates zählte das Land etwa 600 000 Einwohner. Wenige Jahre vorher hatten die Engländer als Mandatsträger noch erklärt, das Land biete keine Möglichkeiten, mehr Menschen zu ernähren und untersagten eine Einwanderung weiterer Juden. Heute ernährt das Land 2,2 Millionen Menschen. Mehr als die dreifache Zahl bei Gründung des Staates vor nahezu 13 Jahren. Der Lebensstandard brauchte deswegen nicht gesenkt zu werden, sondern konnte dank der enormen Anstrengungen noch gesteigert werden. Er ist heute mit dem durchschnittlichen Lebensstandard in Europa vergleichbar. Besorgte Menschen meinen allerdings, die Israelis leben über ihre Verhältnisse. Die Öffentlichkeit beunruhigt das aber noch nicht zu sehr, denn der Pioniergeist des israelischen Volkes, sein Fleiß und sein Können dürften eine starke Garantie für die Zukunft sein. Aus dem Nichts und ohne genügend Facharbeiter sind leistungs- und konkurrenzfähige Industrien entstanden. Aus Sumpf und Wüste wurde kultiviertes Land gewonnen. Überall, im ganzen Land, wird hart und fleißig gearbeitet. Israel gleicht einem einzigen Bauplatz. Kein Mensch scheut harte und körperliche Arbeit. Jeder ist zu Opfern bereit, wenn er damit dem Aufbau des Landes und damit der Existenz seines Volkes dienen kann. Ständig muß noch mit weiteren Zuwanderern gerechnet werden. Städte

wachsen wie Pilze aus der Erde bzw. aus dem Wüstensand. Beer-Sheba z. B., eine Stadt im nördlichen Teil der Wüste Negev, hatte vor zwölf Jahren etwa 6000 Einwohner, heute leben 55 000 Menschen in dieser Stadt. Aus ehemaligen Dörfern werden moderne Großstädte. Südlich von Beer-Sheba leben noch 15 000 Beduinen in ihren traditionellen Zelten.

Wir waren Gast bei einem Scheich, der uns in seinem Zelt empfing und zum Zeichen seiner Gastfreundschaft ein Glas Tee reichen ließ.

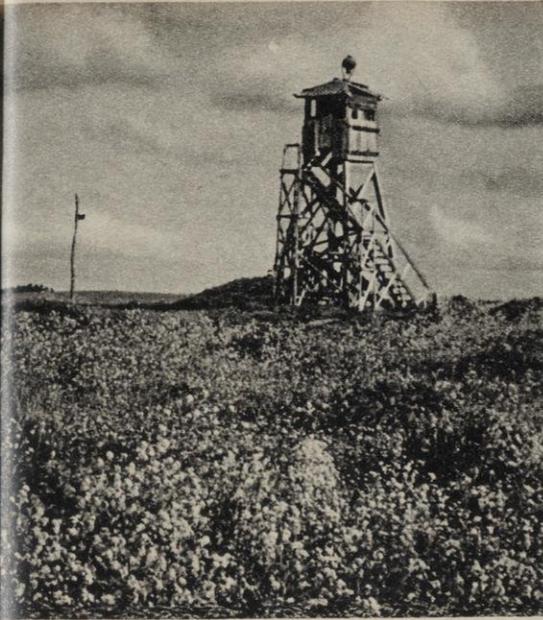
Der Staat versucht, die Beduinen sesshaft zu machen und stellt ihnen die modernsten Maschinen zur Bearbeitung des Bodens zur Verfügung. So werden die Beduinen ein seltsames Produkt von Tradition und Technik. Der gleiche Beduine, der sein Zelt um keinen Preis der Welt gegen eine Wohnung eintauscht, bearbeitet den kärglichen Wüstenboden mit Pflug und Traktor. Seit Bestehen des Staates wurden insgesamt 300 000 Wohnungen gebaut. Im Vergleich zur Bevölkerung sehr viel, aber immer noch nicht genug.

Wir reden so gern vom Wirtschaftswunder. Israel ist das Wirtschaftswunder des Orients. Nur, daß dort die Voraussetzungen und Bedingungen noch schwieriger sind. Es wird nicht viele Menschen in der nichtjüdischen Welt geben, die bei ihren Vorstellungen vom jüdischen Volk diese Leistungen zugetraut hätten. Wir aber haben es gesehen und erlebt. Israel ist ein Schmelztiegel der Nationen. Die Angehörigen des Volkes kommen aus fast 70 Ländern der ganzen Welt. Darunter gibt es viele, die weder lesen noch schreiben gelernt haben. Vor einigen Jahren waren es noch 15 v. H. der Gesamtbevölkerung. Die meisten Israelis aber kommen aus der westlichen Welt. Sie sind oft geistig oder künstlerisch hochbegabte Menschen.

Die Amts- und Landessprache ist Hebräisch. Arabisch, Englisch und Französisch werden zusätzlich gelehrt. Die starke Zuwanderung aus Deutschland oder aus den deutschsprachigen Gebieten hat zur Folge, daß heute noch im ganzen Land sehr viel deutsch gesprochen wird. In vielen Lokalen, Geschäften und Familien wird überwiegend deutsch gesprochen. Zwei Zeitungen erscheinen in deutscher Sprache. Bei den Jungen gibt es nicht mehr sehr viele, die noch deutsch sprechen.

Bittere Vergangenheit

Wie stehen diese Menschen zu einem deutschen Besucher? Zunächst gilt, daß jeder Fremde außerordentlich gastfreundlich und herzlich behandelt wird. Das gilt auch für den Besucher aus Deutschland. Vielleicht ist man gegenüber den Angehörigen der Jugend ein wenig aufgeschlossener als gegenüber der älteren Generation. Von sich sprechen die Juden kaum die Zeit



Von Feinden umgeben

Zur Verteidigung bereit ➔

◀ Junge Israelis

der Nazis an. Nur wenn ausdrücklich danach gefragt wird, gehen sie zögernd darauf ein. Obwohl es kaum einen europäischen Juden gibt, der nicht in irgendeiner Form unter den Nazis gelitten hätte, sprechen sie voll Bitterkeit über diese schreckliche Zeit, aber erstaunlicherweise ohne Haß gegen den einzelnen Deutschen. Durch diese menschliche Haltung ist man oft tief beschämt. Trotz aller schrecklichen Erlebnisse unter den Nazis gab es viele Juden, von denen wir eingeladen wurden und die mit uns Erinnerungen über ihre ehemalige Heimat austauschten. Nicht selten gab es danach nicht nur einen herzlichen, sondern auch einen bewegten Abschied. Wie freute sich z. B. ein älteres Ehepaar aus Schwaben, als die Landsleute unter uns mit ihnen „schwäbelten“.

Diese Erlebnisse und Erfahrungen dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß es Juden gibt, die mit einem Deutschen nicht sprechen oder sich mit ihm an einen Tisch setzen wollen. Sie wollen durch nichts an diese schreckliche Zeit erinnert werden. Diesen Menschen gilt ebenso unsere Achtung und unser Respekt wie denen, die mit uns gesprochen haben oder deren Gäste wir waren.

Weit mehr Skepsis und Mißtrauen gegenüber jedem Deutschen konnten wir bei der jungen Generation feststellen. Vor wenigen Tagen war in einer angesehenen deutschen Tageszeitung zu lesen, ... die israelische Jugend wisse wenig über die Nazizeit und interessiere sich auch nicht dafür.

Abgesehen davon, daß man sich in jedem Fall vor Allgemeinurteilen hüten soll, gibt es kaum eine unzutreffendere Beurteilung der jungen Israelis, als sie in der Zeitung vertreten worden ist. Es gibt heute, 16 Jahre nach Hitler, kaum einen jungen Israeli, dessen nächste Angehörige durch die Nazis nicht Unmenschliches erlitten hätten. Was sollen die Älteren z. B. sagen, wenn sie von den Kindern gefragt werden, warum dieser oder ein anderer Verwandte nicht mehr lebe, warum die Hand des Vaters verkrüppelt ist oder warum er auf dem Unterarm eine Nummer eintätowiert habe? Oder warum die Eltern heute in Israel und nicht mehr in Europa wohnen? Da ist es doch zu einfach zu sagen, die Jugend Israels wisse nichts von den Nazis. Wir erlebten das Gegenteil. Mit diesen Menschen hatten wir die härtesten Gespräche. Sie redeten ohne Phrasen und offen. Ihre Fragen, Antworten und Schlußfolgerungen sind hart. Da gibt es kein Pardon und Ausweichen. Wer mit ihnen redet, wird erfahren: Sie wissen sehr gut Bescheid. Er wird auch feststellen, wie mißtrauisch sie sind. Sie geben sich nicht zufrieden, wenn ihnen gesagt wird: Wir haben heute doch ein anderes, ein neues Deutschland. „Und Oberländer und Globke und all die anderen, ehemals führenden und einflußreichen Nazis, die heute wieder stark im öffentlichen Leben mitwirken“, fragen sie weiter, „sind die eine Garantie für ein anderes Deutschland?“ Offen, hart, im Kern menschlich, das sind die einheimischen



Israelis. Sabres werden sie im Volksmund genannt. Sabre nach einem einheimischen Kaktus, der Früchte trägt, die außen stachelig und innen süß sind.

Diese Generation wird das begonnene Werk in Israel fortsetzen müssen. Die Bedingungen sind nach wie vor hart und entbehrungsreich. Der Staat erwartet viel Arbeit und großen Idealismus von ihnen. Jeder junge Mann muß zweieinhalb Jahre beim Militär dienen; für die jungen Frauen besteht eine Dienstpflicht von zwei Jahren. Das kleine Volk sieht sich einer vielfachen Übermacht der Araber gegenüber, die alles andere als freundschaftlich diesem jungen und aufstrebenden Staat gegenüberstehen. Israel muß jederzeit bereit sein, die Grenzen des Landes zu verteidigen. Das Militär ist aber nicht nur Stätte der militärischen Ausbildung. In ganz besonderem Maße – und hiervon haben wir uns überzeugen können – ist das Militär auch eine Schule der menschlichen und beruflichen Weiterbildung. Die ständige Verteidigungsbereitschaft wird als eine drückende Last empfunden. Ben Gurion sagte einmal, er sehne den Tag herbei, an dem er die Verteidigungslasten zugunsten der Erziehungsaufgaben verringern könne.

Anderer führende Politiker nennen zwei Probleme für den jungen Staat: 1. Frieden mit der arabischen Welt, 2. Erschließung der wirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes. Das sind die Faktoren, die Israels Politik bestimmen.

Guter Wille und viel Geduld

Ist es uns, d. h. der Delegation von 15 jungen Gewerkschaftern, gelungen, eine Brücke herzustellen? Wenn man ehrlich sein und sich nicht selbst täuschen will, dann muß man sagen: Noch nicht. Aber es ist ein Anfang gemacht worden. Das Eis ist gebrochen und der gute Wille ist auf beiden Seiten vorhanden. Am besten wird das durch Worte ausgedrückt, die uns zum Abschied gesagt wurden. „Niemand anders als die Jugend in Deutschland ist berufen, die Brücke zwischen unseren Völkern herzustellen. Darum muß der Besuch von Jugendgruppen nach Israel gefördert werden. Wir werden unsererseits prüfen, wann die ersten Gruppen nach Deutschland kommen können. Es ist ein schweres Werk. Es wird sicher kaum möglich sein, die Brücke – wie sie zwischen unseren beiden Völkern einmal bestanden hat – in dieser Generation zu bauen. Vielleicht sind drei Generationen dazu erforderlich.“

An diese offenen Worte sollten wir denken. An der Brücke muß mit gutem Willen und großer Geduld gebaut werden. Wir sind es den Juden und wir sind es uns schuldig. Beide Völker können und werden daraus großen Nutzen ziehen können.

Edmund Duda

Jugendplanmittel verweigert

Der Ring der politischen Hochschulgruppen hat dem Landesverband der Hans-Böckler-Kreise an den Universitäten in Nordrhein-Westfalen die Aufnahme und damit die Zuteilung von Mitteln aus dem Landesjugendplan in Nordrhein-Westfalen verweigert. Die der CDU und FDP nahestehenden Hochschulgruppen beschlossen gemeinsam mit dem linksradikalen sozialistischen Studentenbund, den Antrag der gewerkschaftlichen Studentengemeinschaften aus politischen Gründen abzulehnen.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund drückt sein äußerstes Befremden über dieses Vorgehen aus, das sich insbesondere gegen aus der Arbeiterschaft kommende und den Gewerkschaften positiv gegenüberstehende Studenten richtet.

Die Landesjugendplanmittel sind ausdrücklich für diejenigen Gemeinschaften bestimmt, die auf dem Gebiet der staatsbürgerlichen Bildung tätig sind. Die 1958 gegründeten Hans-Böckler-Kreise, die in Nordrhein-Westfalen an den Hochschulen in Aachen, Köln und Münster bestehen, setzen sich in ganz besonderem Maße für eine lebendige und positive Gestaltung unserer Demokratie ein und wollen den Gedanken einer freiheitlichen Gewerkschaftsbewegung im Sinne von Hans Böckler im Hochschulraum fördern. Ihr Ausschluß aus dem Landesjugendplan könnte daher nach Ansicht des DGB als ein Schlag gegen die Demokratie angesehen werden.

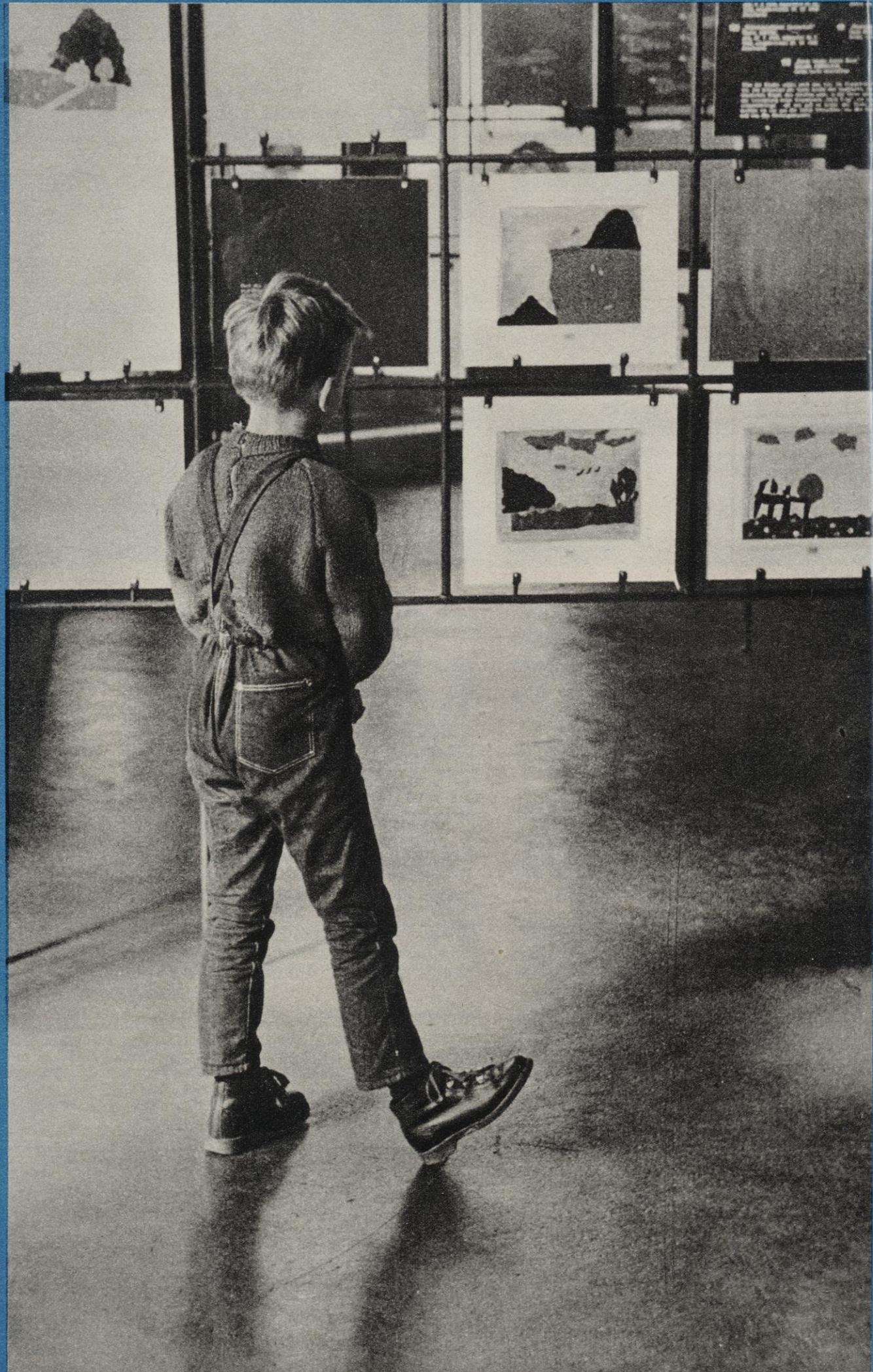
„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Hier

fliegen

keine

**Schmetter-
linge**



Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit zeigt im Völkerkundemuseum in Hamburg z.Z. eine Ausstellung von Kinderzeichnungen und Gedichten aus Theresienstadt. Durch dieses 1941 eingerichtete jüdische Getto gingen in drei Jahren 15000 Kinder in den Tod.

Hier fliegen keine Schmetterlinge" ist der Titel der Ausstellung. Hell scheint die Sonne durch die hohen Fenster des Völkerkundemuseums. Es ist ein strahlender Frühlingstag. Es ist Sonntagmorgen. Jeder, der ins Museum will, muß hier durch, die Ausstellung hängt im ersten Saal. Ein Vater geht, seinen zwölfjährigen Sohn an der Hand, ohne hochzublicken rasch durch den Raum, zu den Masken und Schnitzereien der Südseeinsulaner. „Siehst du, mein Sohn...“ Das kann er seinem Sohn erklären. Hier ist er vorbeigerannt, Schreckliches vermutend. Ich sehe mich um. Bildchen an Bildchen, bunte, viele, eins neben dem andern, alle unter Glas, in dem sich die Strahlen der Frühlingssonne spiegeln. Ich trete näher heran: Häuser, Blu-

men, Gärten, Schiffe, über allem die Sonne, und wieder Blumen, unbeholfene Striche, leuchtende Farben. Mit Buntstiften gemalt, mit Wasserfarben, oder ausgeschnittene und zusammengeklebte Papierschnipsel. Eine Bleistiftzeichnung: Ein Löwe im Käfig, davor ein Pferd und unter den Tieren in gerader, sauberer Kinderschrift: EIN LÖWE EIN PFERD.

Die Bilder kommen auf dich zu, die Kinder kommen auf dich zu, sie zeigen ihre kleinen Werke. Sie sind stolz, du mußt alles ansehen, sieh mal, wie bunt, wie schön, und dies und dies auch! Lauter ganz normale Kinderzeichnungen, wie du sie selbst gemalt hast, in der Volksschule, zu Hause, mit dem ersten Malkasten, und mit Reißzwecken übers Bett gehängt hast.

Hier fliegen keine Schmetterlinge? Eine ganze Wand ist nur voller Schmetterlingsbilder, bunt schimmernder Phantasiegebilde. „Doch einen Schmetterling hab ich hier nicht gesehen – denn Schmetterlinge leben nicht im Getto“ hat Pavel Friedmann am 4. Juni 1942 geschrieben, zwei Jahre, bevor er in Auschwitz umgebracht wurde.

Er war damals 21. Er begriff. Er war älter als all seine kleinen Leidensgefährten, deren Bilder

und Verse hier hängen. Die jüngsten waren sechs... geboren 1936... deportiert 1942... Die meisten waren nicht älter als 14.

Sie malten Kinderbilder im Getto. Eine Eisenbahn und darüber die Sonne, ein Schiff, Bäume und Blumen – und einen bösen Drachen, einen Märchendrachen, und eine gute Fee, eine Märchenfee. Auf den späteren Bildern, 1942–43, sieht man, wie die Lagerwirklichkeit einbricht in die kindliche Welt der Hoffnungen und Träume. Ein Posten – eine Holzpritsche, aber es ist eine ganz kleine Holzpritsche, und davor steht ein dreimal so großer bunter Blumenstrauß. Die Kinder konnten den Schrecken nicht bannen, weil sie ihn nicht fassen konnten. Wie die bunten Blumen schnell vor die trostlose Pritsche gemalt sind, so bricht auch in den Versen ganz ohne Grund der Glaube an die Schönheit des Lebens durch.

„Dort der Arme steht vergeblich und vergeblich ist sein Schrein
Vielleicht starb er. Und nun weißt du wie die Welt so schön könnt sein.“
1942–44. Autor unbekannt.

Und an anderer Stelle schreibt ein zwölfjähriges Kind zuversichtlich und mutig:

„Nein nein, mein Gott – wir woll'n doch leben,

Du darfst nicht lichten unsre Reih'n,
wir woll'n nach beßrem Morgen streben,
dann wird ja soviel Arbeit sein.“

Alle diese Kinder haben gehofft und gewünscht und geträumt, solange sie lebten.

Und dann trittst du näher heran, und dann liest du die Namen und die Daten, und unter jedem dieser bunten Werke kleiner fleißiger Hände steht:

Geboren... deportiert... umgekommen...
Geboren... deportiert... umgekommen...

In der ganzen Ausstellung steht nur viermal das Wort „Zurückgekehrt“.

Es steht viermal unter demselben Namen. 15000 Kinder kamen nach Theresienstadt 100 überlebten.

„Wir woll'n nach beßrem Morgen streben,
dann wird ja soviel Arbeit sein“

schrieb Eva Picková aus Nymburk bei Prag, geboren 15. Mai 1929, deportiert 16. Februar 1942, umgekommen 18. Dezember 1943.

Das ist jetzt unsere Aufgabe.

DIE ANGST

Durch unser Getto zieht ein neuer Schrecken,
bedroht mit böser Krankheit groß und klein.
Man sieht den Tod die Sense vor sich strecken,
so lechzt nach Opfern er in arger Pein.

Den Vätern schlägt das Herz im Leib geschwinder,
voll Trauer hüll'n die Mütter ein ihr Haupt,
die Typhusotter würgt ihnen die Kinder
zu Tod, bevor sie es geglaubt.

Ich bin noch da, bin noch ein lebend Wesen,
indes die Freundin schon im Jenseits weilt,
ich weiß nicht, ob's nicht besser wär' gewesen,
hätt' mich mit ihr zugleich der Tod ereilt.

Nein, nein, mein Gott – wir woll'n doch leben,
du darfst nicht lichten unsre Reih'n,
wir woll'n nach bessrem Morgen streben,
dann wird ja soviel Arbeit sein.

Verfaßt von der zwölfjährigen Eva Picková aus Nymburk.
Sie wurde am 18. Dezember 1943 in Auschwitz umgebracht



DER SCHMETTERLING

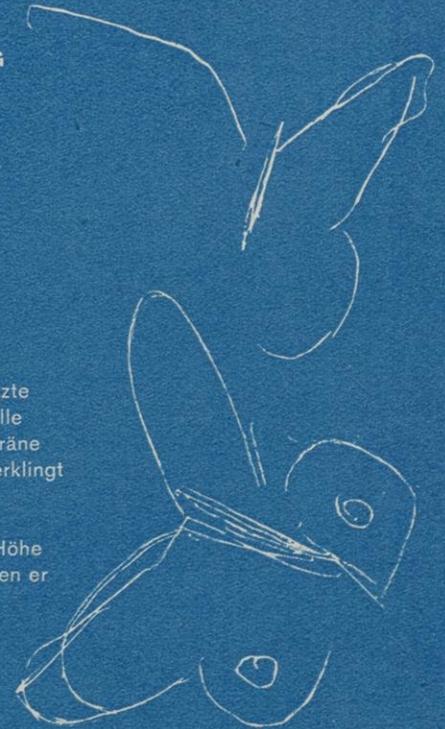


Der letzte war's der aller allerletzte
der satt und bitter blendend grelle
vielleicht wenn eine Sonnenträne
irgendwo auf weißem Stein erklingt

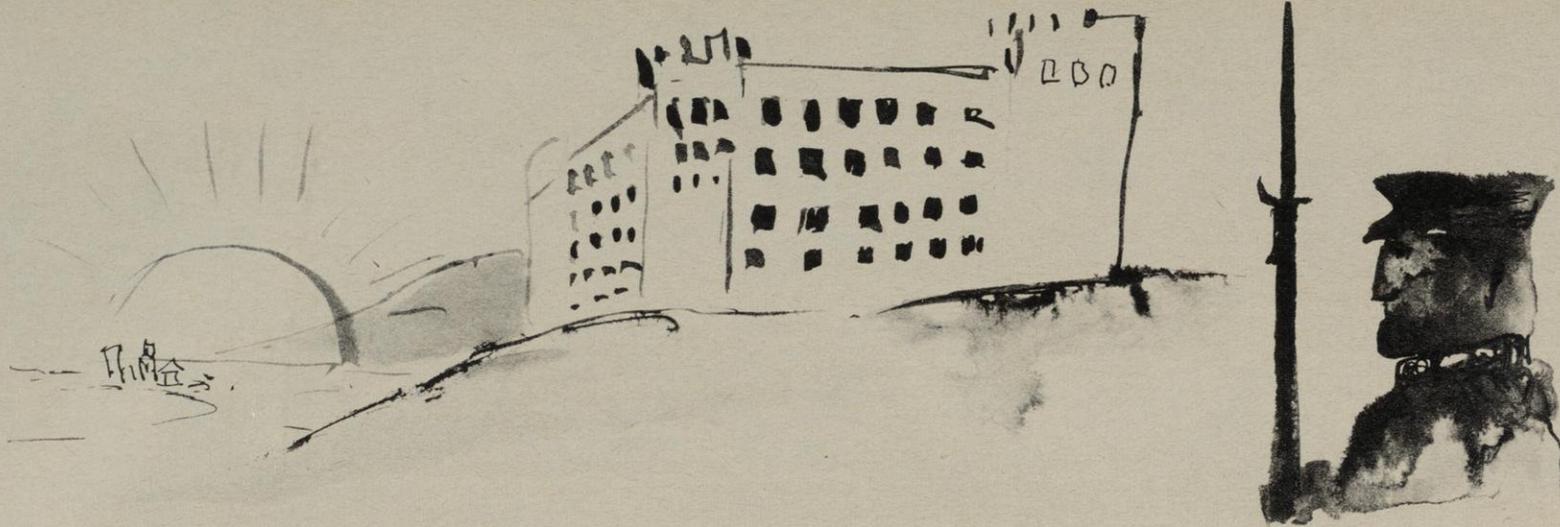
so war das Gelb
und trug sich schwebend in die Höhe
er stieg gewiß gewiß wollt' küssen er
dort meine letzte Welt

und sieben Wochen leb ich da
gettoisiert
hier fanden mich die Meinen
mich ruft der Löwenzahn
und auch der weiße Zweig im Hof auf der Kastanie
doch einen Schmetterling hab ich hier nicht gesehn

das war gewiß der allerletzte
denn Schmetterlinge leben nicht
im Getto



4. Juni 1942 · Pavel Friedmann
Er wurde am 29. September 1944
in Auschwitz umgebracht



Die Farbe der Freiheit

Von Ernst Kreuder

Die Wärter unterhielten sich abends gern mit einem Gefangenen, den man zu „lebenslänglich“ verurteilt hatte. Die Wärter litten unter der Eintönigkeit des Dienstes, der Eintönigkeit der Kneipen und des Zankes zu Hause. Wenn es ruhig geworden war in dem alten Gefängnisbau, wenn man den Sträflingen das Licht in den Zellen abgedreht hatte, lag der „Lebenslängliche“ auf seiner Pritsche, döste im Dunkeln und wartete. Die Wärter waren auf der Insel geboren, als Söhne von Wärtern, sie kannten nur die Insel. Der Lebenslängliche, ein Fremder, kannte viele Länder. Sie wußten, daß er bei dem letzten Regierungssturz vor einem halben Jahr wegen „gegenrevolutionärer Verschwörung“ verhaftet worden war. Sie nannten ihn Mac, seinen Namen und seinen Beruf kannten sie nicht. Nacheinander traten die sieben Wärter stumm in seine Zelle, die Tür wurde abgeschlossen und die Luke in der Tür verhängt. Dann zündete einer von ihnen die Sturmlampe an. Sie brachten dem Lebenslänglichen Kleinigkeiten mit, geröstete Erdnüsse, Tabak, ein Kochgeschirr voll Rotwein. Die Sturmlaterne stand auf den Fliesen, die Wärter hockten mit untergeschlagenen Beinen an der Zellenmauer. Der Oberwärter, der an der Tür hockte, sagte an diesem Abend: „Was würdest du tun, Mac, wenn du freikämst?“

„Tun?“ sagte der Gefangene. „Nichts, ich möchte wieder einmal reisen.“

„Wie macht man das?“ fragte der Oberwärter. „Wir sind nämlich nie von der Insel fortgekommen.“

„Man braucht dazu nicht nur etwas Geld und Zeit“, sagte der Gefangene, „sondern man muß richtig gar sein zum Losfahren und Zeitverschwenden.“

„Und dann?“ fragte der Oberwärter. „Dann fährt man durch fremde Länder in eine weit entfernte Stadt.“

„Allein?“ fragte der Oberwärter. „Sicher“, sagte der Gefangene, „wenn man nicht verheiratet ist.“

„Bist du verheiratet, Mac?“

„Ich lernte meine Frau auf einer Reise kennen“, sagte der Gefangene. Die Sturmlaterne auf den Fliesen brannte still. Die Wärter an den Wänden rauchten, kauten Erdnüsse, warteten. Der Gefangene auf der Pritsche beugte sich vor, schien etwas in den Fliesen zu sehen, das die anderen nicht sehen konnten.

„Ihr kennt diese Stadt nicht“, sagte er. „Sie liegt weit von hier auf dem Wasser, sie ist ins Meer, gebaut und man fährt in Booten zwischen den Häusern. Es gibt auch schmale Gassen, Brücken und einige Plätze. Ich war mit dem Auto angekommen, das man in einer Halle unterstellt, bevor man mit dem Boot in die Stadt fährt. Ich hatte gegen Abend einen Pa-

last besucht, in dem Bilder aufgehängt sind, ein Museum. Ich hatte mich verspätet, das Museum war erleuchtet. Plötzlich gingen in allen Sälen die Lichter aus. Das Museum wurde geschlossen. Ich befand mich im obersten Stockwerk, der Museumswärter hatte mich vergessen. Vorsichtig tappte ich die breiten Stein- stufen hinunter. Ich hatte keine Streichhölzer. Die ganze Zeit hörte ich tief unten im Treppen- haus jemand rufen. Ich ging der Stimme nach, stieß gegen Wände und Stühle. „Hallo“, rief die Stimme, immer wieder: „Hallo“. Die Stimme einer jungen Dame. „Wir sind eingeschlossen worden“, rief ich, „haben Sie Streichhölzer? Wir müssen das Büro finden, das Telefon.“

„Nicht ein einziges“, sagte sie plötzlich dicht neben mir. „Dann müssen wir durchs Fenster“, sagte ich. „Draußen sind nur Kanäle“, sagte sie, „ringsum fließt Wasser.“ – „Wir wollen uns hin- setzen und überlegen“, sagte ich. An der Wand ertastete ich ein breites Sofa ohne Lehne. Die junge Dame hatte nicht nur eine angenehme Stimme, es umgab sie auch ein zarter Duft. Mehr konnte ich zunächst von ihr nicht wahr- nehmen.“

„Erzähl uns von dem Duft, Mac“, sagte der Oberwärter.

„Ein Duft wie von frischen Blumen“, sagte der Gefangene, „von frischen, wilden Blumen. Sie war ziemlich aufgeregt. „Es besteht kein Grund zur Beunruhigung“, sagte ich zu ihr, „es kann uns hier nichts passieren.“

„Morgen ist Feiertag“, sagte sie, „da bleibt das Museum geschlossen!“

„Wenn es morgen früh hell wird“, sagte ich, „öffnen wir ein Fenster und rufen und winken. Man wird uns in einem Boot sehen und hören und man wird uns helfen. Bis dahin können wir uns hier unterhalten. Oder möchten Sie lieber allein sein? Dann suche ich mir in einem anderen Saal ein Sofa.“

„Bitte lassen Sie mich in der Dunkelheit nicht allein“, sagte sie. „Wenn ich nur wüßte, wer Sie sind und wie Sie aus- sehen ...“

„Ich werde versuchen, mich Ihnen zu beschrei- ben“, sagte ich, „und dann erzähle ich Ihnen, wer ich bin.“ Nachdem ich mich, wie ich gesteh- en muß, nicht ganz unvorteilhaft beschrieben hatte und sie ungefähr wußte, wer ich war, sagte ich: „Nun sind Sie an der Reihe, aber nehmen Sie sich bitte Zeit, denn die Nacht ist noch lang.“ Dann hörte ich zu, wie sie mit ihrer angenehmen Stimme ihr Äußeres beschrieb, Haarfarbe, Größe, Gewicht, das Kleid, die Handtasche und die hochhackigen Schuhe.“

„Das ist doch der reinste Steckbrief, Mac“, sagte der Oberwärter.

„So ist es“, sagte der Gefangene. „Da sie je- doch alles wahrheitsgetreu beschrieben hatte, wie ich glaubte, schämte ich mich jetzt und gestand, daß ich ein wenig gemogelt hätte. „Ich habe schon einige graue Haare an den Schläfen“, sagte ich, „und auch sonst sehe ich

vielleicht nicht ganz so anziehend aus.“ Nach einer Weile sagte sie: „Nun, auch meine Ohren sind vielleicht nicht ganz so klein und meine Nase ist an der Spitze etwas rund.“

„Das macht wirklich nichts“, sagte ich. „Im übrigen läßt sich das mühelos nachprüfen. Legen Sie nur bitte einmal Ihre Hand leicht gegen mein Gesicht und sagen Sie mir, wie Sie es finden.“ Dieses Nachprüfen blieb natürlich nicht einseitig. So vergingen die Stunden. Als wir schließlich gegenseitig unser Kinn prüften, war es mir un- möglich länger zu widerstehen, und ich küßte sie plötzlich. Ihre Lippen waren sanft und glü- hend. Ich war von ihrem Kuß so begeistert, daß ich sie auf der Stelle im Dunkeln bat, meine Frau zu werden. Daraufhin küßte sie mich wieder.“

„Und dann?“ fragte der Oberwärter.

„Dann reisten wir ins Gebirge an einen stillen, tiefen See.“

„Wieso?“ sagte der Oberwärter, „das Mu- seum war doch geschlossen, Mac.“

„Die Nacht verging für unser Gefühl viel zu schnell“, sagte der Gefangene. „Am Morgen öffneten wir ein Fenster über dem Kanal. Die Männer in einem Boot mit Milchkannen sahen uns winken. Sie hielten unter dem Museum und versprachen uns, Hilfe zu schicken. Schließlich kam der Pförtner in einem Motor- boot, schloß auf, nahm das Trinkgeld und ließ uns hinaus. Als wir uns beim frühen Tages- licht zum erstenmal richtig sahen, freuten wir uns wie die Kinder. Sie sah wirklich gut aus,

Illustrationen: Joachim Braatz

und ich habe es nie bereut, ihr in der Dunkel- heit einen Heiratsantrag gemacht zu haben, was doch mitunter ziemlich riskant ist.“

„Und dann?“ sagte der Oberwärter.

„Dann wohnten wir in einem Berghotel, schwammen in den See hinaus, oder wandern durch die grünen Wälderschuchten.“

Eine Zeitlang schwiegen alle. Bis jemand leise an die Zellentüre klopfte. „Was gibt es?“ rief der Oberwärter ärgerlich.

„Die Regierung ist gestürzt worden“, rief draußen eine klägliche Stimme. „Schon wieder“, brummte der Oberwärter und stand auf. „Weiß es schon der Gouverneur?“ rief er empört. „Der Gouverneur hat die Insel mit einem Fischerboot verlassen“, antwortete die klä- gliche Stimme. „Vor einer Stunde ist ein Dele- gierter im Hubschrauber eingetroffen und hat verlangt, daß die politischen Gefangenen mor- gen früh freigelassen werden.“

Die Wärter sprangen auf und gratulierten dem Gefangenen.

„Was werden Sie tun, Mac, wenn Sie morgen frei sind?“ fragte der Oberwärter und schloß die Tür auf.

„Tun?“ sagte der Gefangene. Er strich sich über den geschorenen Kopf. „Nichts! Aber ihr müßt mich jetzt nicht plötzlich siezen. Ich habe euch zu danken, daß ich nicht verrückt geworden bin in diesem Käfig. Ich möchte gerne wieder reisen. Es ist die letzte Farbe der Freiheit, die uns noch geblieben ist.“



Fest der Arbeit auf dem neuen Kontinent

Der Feiertag der Arbeit hat seinen Ursprung auf dem neuen Kontinent. Am 8. Mai 1882 war es, als Peter McGuire, Vorsitzender der Tischlerbrüderschaft und Mitbegründer der American Federation of Labor, auf einer überfüllten Arbeiterversammlung in New York mit sonorer Baßstimme erklärte, daß er beim Studium der Geschichte viele Fest- und Feiertage gefunden habe, die in allen Ländern zelebriert werden.

Es gebe, so sagte McGuire, Gedächtnistage für Heilige und Profane, für große Krieger und kleine Staatsmänner, für Forscher, Musiker und Poeten, doch man finde nirgends auch nur einen einzigen Tag zum Gedächtnis und zur Feier jener, die mit Fleiß und Arbeit aus der unwirtlichen Natur all die großen und schönen Dinge hervorgebracht haben, deren der zivilisierte Mensch sich erfreut. „Die Arbeiter“, fuhr der Redner fort, „haben auf einen besonderen Feiertag ein größeres Anrecht als Kaiser, Könige und andere Potentaten. Sie können aber nicht darauf warten, bis man ihnen einen eigenen Feiertag als Geschenk gibt, sie müssen sich den Festtag der Arbeit selber nehmen.“

McGuire's Vorschlag wurde von den aufmerksamen Zuhörern begeistert aufgenommen. Der Redner schlug einen Septembertag als Labor Day vor, weil der September der schönste Monat im Jahre sei, und zwar den ersten Montag im September, weil der Montag auf den Sonntag folge und es damit zwei zusammenhängende Ruhetage geben werde. Auch dieser Vorschlag wurde akzeptiert, und der amerikanische Labor Day war geboren.

Am 7. September 1882 fand in New York die erste Labor Day-Parade statt. Die Arbeiter demonstrierten in der Fifth Avenue mit Transparenten, die ihre wirtschaftlichen, politischen und humanitären Forderungen zum Ausdruck brachten. Bei dieser Kundgebung tauchte auch die später berühmt gewordene Formel „8-8-8“ auf, die mit den Worten: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf und acht Stunden Erholung erläutert wurde. Zwei Jahre später hatte der Labor Day gesetzliche Anerkennung erlangt. Seitdem wird auch in allen Kollektivabkommen zwischen Arbeitern und Unternehmern der Arbeiterfesttag vertraglich festgelegt. Heute ist der Labor Day in den Vereinigten Staaten ein offizieller, nationaler Feiertag, der in allen Teilen des großen Landes festlich begangen wird.

Die ersten Labor Day-Paraden hatten einen Kampfcharakter. Im Vordergrund standen die Forderungen für bessere Lebensbedingungen und die Proteste gegen Ausbeutung und Unterdrückung, Tyrannei und Unternehmerwillkür. Zu jener Zeit war die tägliche Arbeitszeit lang, die Löhne waren niedrig, auf den Arbeitsplätzen fehlte es an den erforderlichen Sicherheitsvorrichtungen, und vieles andere lag im argen. Die Kundgebungen im vorigen Jahrhundert waren daher gegen das industrielle Ausbeutungssystem gerichtet und von den Forderungen für wirtschaftliche Reformen und für die soziale Gerechtigkeit erfüllt. Der Labor Day war dazumal eine Musterung für die Kämpfe der Zukunft.

Im vergangenen Jahre hatte ich die Gelegenheit, an einer Labor Day-Parade in New York teilzunehmen. Es war die neunundsiebzigste Jahreskundgebung nach dem 7. September 1882. Der Labor Day hatte nun ein verändertes Gepräge. Heute ist er ein freudiges Fest der emanzipierten Arbeit. Der geschäftige Verkehr der Riesenstadt war stillgelegt und New York in Feiertagsstimmung. Vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag defilierten die festlichen Reihen am stattlichen Gebäude der Public Library in der 42. Straße vorbei, wo auf einem Podium der Vorsitzende des amerikanischen Gewerkschaftsbundes, George Meany, die Parade abnahm und die Festrede hielt. Der Festzug wurde von Fernsehgeräten aufgenommen und erschien auf den Bildschirmen im ganzen Lande. Es war eine glänzende Parade der Werte schaffenden Arbeit. Cowboys grüßten von ihren stolzen Rossen lebhaft das Spalier des schaulustigen Publikums. Bauarbeiter trugen selbstbewußt ihre ehrsamten Handwerkselemente dem Zuge voran. Reizende Näherinnen hatten sich zur Feier des Tages Kleider nach der Mode von 1916 gemacht, wie sie ihre Vorgängerinnen trugen, als sie im harten Kampfe die 49-Stunden-Woche eroberten. Schauspieler, Rundfunksänger und Fern-

Von Augustin Souchy

Erste Labor Day-Parade 1882 in New York, nach einer Zeichnung aus jener Zeit





Labor Day bei den Automobilarbeitern in Detroit

Walter Reuther, Vorsitzender der Automobilarbeiter-Gewerkschaft, bei seiner Ansprache zum Labor Day in Detroit

sehartisten marschierten in den malerischen Kostümen ihrer besten Vorführungsrollen, und einige von ihnen hatten sich mit buntem Federschmuck auf den Häuptern und weichen Mokassins an den Füßen als Indianerhäuptlinge travestiert, um das Andenken an die Ureinwohner zu ehren. Den größten Applaus erhielten niedliche Japanermädchen, die in ihren orientalischen Trachten dem entzückten Publikum süß zulächelten; doch auch der Zug dunkelhäutiger und buntgekleideter Portorikanerinnen, die, sich in den Hüften wiegend in tänzelndem Schritt vorwärtsbewegend, nach allen Seiten Kußhände warfen, wurde, besonders von der Männerwelt, stürmisch begrüßt. Das Fest der Arbeit war in dem babylonischen Völkergemisch am Hudson River durch seine reiche Symbolik gleichzeitig auch ein Tag der solidarischen Völkerverbrüderung aller Rassen und Nationalitäten.

Die internationalen Maifeiern haben gleichfalls in den Vereinigten Staaten ihren Ursprung. Diese Geschichte aber ist dramatisch und tragisch. Sie berichtet uns von harten Kämpfen und schweren Opfern. Vier Jahre nach dem ersten Labor Day gab es in Chicago große soziale Konflikte. Die Lebensbedingungen des arbeitenden Volkes waren in jener Frühzeit der privatkapitalistischen Wirtschaftsordnung unmenschlich hart, die Unternehmer unnachgiebig und die Arbeiterbewegung revolutionär. Die deutschsprachige „Arbeiterzeitung“ hatte im April 1886 die Arbeiter aufgefordert, am 1. Mai die Arbeit niederzulegen und auf den Straßen der emsigen Industriestadt für den 8-Stunden-Tag zu demonstrieren. Die Kundgebung nahm einen tragischen Verlauf. Es kam zu Zusammenstößen zwischen der Polizei und den Demonstranten. Dabei wurde von unbekanntem Tätern eine Bombe geworfen, die einige Pinkertons tötete und verwundete. Dieser bedauerliche Vorfall war das Signal für eine brutale Verfolgungswelle. Die Organisatoren und Redner der Versammlung wurden





Labor Day-Parade 1960. Näherinnen in Kleidern nach der Mode von 1916. Damals erkämpften die Arbeiterinnen die 49-Stunden-Woche.

verhaftet, des Mordes angeklagt und zum Tode verurteilt. Fünf von ihnen mußten ihren Einsatz für die Erkämpfung des 8-Stunden-Tages mit dem Tode büßen. Am 11. November 1887 wurden sie gehängt. Diese Hinrichtungen waren Justizmorde, wie eine von Gouverneur Altgelt nachträglich angeordnete Untersuchung ergab. Die Geschworenen hatten sich, unter dem starken Eindruck der arbeiterfeindlichen Hetze, einseitig beeinflussen lassen und ein subjektives Urteil gefällt.

Die tragischen Ereignisse von Chicago hatten in der ganzen Welt tiefe Entrüstung hervorgerufen. Die Arbeiterfrage war auch in anderen Ländern akut geworden und stellte das wichtigste Problem der Zeit dar. Die letzten Worte, die einer der Gehängten in Chicago mit der Schlinge um den Hals ausrief: „Unser Schweigen im Grabe wird mächtiger sein als unsere Stimmen, die ihr erdrosselt“, hatten sich als prophetisch erwiesen. Ein Jahr nach der Hinrichtung beschloß der internationale Sozialistenkongreß in Paris, zum Andenken an die Märtyrer von Chicago den 1. Mai zum internationalen Kampf- und Feiertag der Arbeiter zu proklamieren. Diesem Aufruf wurde in allen Ländern Folge geleistet. Am 1. Mai 1890 waren die Maifeiern allgemein und universell.

In den darauffolgenden Jahren fanden die Maidemonstrationen immer größeren Zuspruch. Anfangs kam es vielerorts zu Zusammenstößen und sozialen Unruhen. Die bestehende Ordnung fühlte sich von dem unaufhaltsamen Wachstum der Arbeiterbewegung derart bedroht, daß ihre Verteidiger nach einem Ausweg aus dieser gefährlichen Situation suchten. In allen Lagern war man zu Reformen und Zugeständnissen bereit, die als einziges Mittel betrachtet wurden, Schlimmeres zu verhüten. Papst Leo XIII. veröffentlichte 1891 seine später berühmt gewordene Enzyklika „rerum novarum“, die eine Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen zum Inhalt hatte und auf deren Grundlage auch heute noch die demo-

kratische Gewerkschaftsbewegung in Costa Rica beruht. In Deutschland fühlte sich Wilhelm II. veranlaßt, das Sozialistengesetz aufzuheben und sich den Forderungen der Arbeiter nicht so ganz abweisend entgegenzusetzen, wie Bismarck es vorher getan hatte. In dieser neuen Lage war auch das Klima für friedliche Maikundgebungen günstiger geworden.

Während der friedliche Labor Day des ersten Septembermontags auf die Vereinigten Staaten beschränkt blieb, ist der 1. Mai in allen lateinamerikanischen Ländern zum permanenten Feiertag der Arbeit geworden. Doch auch dort wurde der Sieg des Maitages nur unter harten und oft blutigen Kämpfen errungen. Im Jahre 1909, dreiundzwanzig Jahre nach der Haymarket-Tragödie von Chicago, gab es einen ersten Blutmai in Buenos Aires. Der Polizeipräsident der La-Plata-Stadt, Oberst Falcón, ließ auf die Teilnehmer der Maikundgebung auf der Plaza Lorea ohne triftigen Anlaß scharf schießen. Acht Tote und vierzig Verwundete waren das Opfer dieses mörderischen Angriffs. Die Regierung stellte sich schützend vor den brutalen Polizeimann, der unbehelligt in seinem Amte blieb.

Angesichts dieses ungeheuchelten Zynismus einer reaktionären Regierung fand sich im Volke selbst ein Richter. Am 14. November des gleichen Jahres wurde Polizeioberst Falcón das Opfer eines Bombenanschlages. Der Attentäter, ein aus Rußland eingewanderter Revolutionär mit Namen Simon Radowitzky, wurde zu zwanzig Jahren schweren Kerkers verurteilt, die er in der kalten Hölle zu Ushuaia, im Feuerland, verbüßen mußte. Ich lernte Radowitzky später in Spanien während des Bürgerkrieges persönlich kennen. Vor wenigen Jahren haben wir ihn in Mexiko begraben. Simon Radowitzky war einer von jenen heute selten gewordenen revolutionären Idealisten aus dem vorigen Jahrhundert, der den entscheidenden Schritt über die geheimnisvolle Schwelle in das Reich des unbekanntem Schick-

sals unverzagt gewagt hat. Die Begegnung mit diesem lauterem und charakterfesten Menschen gehört zu den nachhaltigsten Erlebnissen meines bewegten Lebens.

Ein Jahr nach meiner Vortragsreise ins mexikanische Tropengebiet befand ich mich zur Maifeier in Mexiko Stadt. Die Kundgebung war in jenem Jahr ein besonderes Ereignis. Die Regierung hatte die sterblichen Reste des großen Vorkämpfers der mexikanischen Revolution, Ricardo Flores Magón, der ein Vierteljahrhundert vorher im Gefängnis zu Leavenworth, USA, unter mystischen Umständen ums Leben gekommen war, nach Mexiko bringen lassen. Die Gebeine des großen Toten Magón sollten in der Rotunda, dem runden Platz auf dem Doloresfriedhof, wo alle bedeutenden Männer Mexikos begraben liegen, beigesetzt werden. Als Tag für diesen feierlichen Akt hatte man den 1. Mai gewählt. Die Arbeiterorganisationen gaben ihrem unvergeßlichen Veteranen das letzte Ehrengeliebt. Hunderttausende nahmen an dem Umzug teil. Ricardo Flores Magón hatte zu Anfang unseres Jahrhunderts durch Organisation von Streiks und Aufständen und durch unermüdete Propagierung seiner freiheitlichen Ideen in Wort und Schrift den Ausbruch der mexikanischen Revolution von 1910 vorbereitet und ihren Verlauf maßgeblich beeinflußt. Ich hatte in den zwanziger Jahren mit Flores Magón in Briefwechsel gestanden und wollte es mir nicht nehmen lassen, an der Trauerzeremonie für meinen verstorbenen Gesinnungsfreund teilzunehmen. Die Revolution hatte nach langen und blutigen Kämpfen gegen ihre reaktionären Widersacher gesiegt. Solange der Diktator Porfirio Diaz herrschte, waren in Mexiko die Maiumzüge verboten. Jetzt aber finden sie unter Mitwirkung der liberalen Regierung statt, an der die Arbeiter und Bauern beteiligt sind.

Fotos: USIS

Sehr geehrte Herren!

Leider habe ich keine Ahnung, wie ich zu der Ehre komme, Ihre Zeitschrift „aufwärts“ seit einiger Zeit regelmäßig zu erhalten. Heute möchte ich Ihnen nun für die Zusendung sehr herzlich danken.

Ich darf vorausschicken, daß ich bisher der Gewerkschaftsarbeit zumindest in ihren äußeren Erscheinungen – gelinde gesprochen – mißtrauisch gegenüberstand. Dieses Mißtrauen ist auch heute noch teilweise vorhanden. Zu seinem Abbau aber hat Ihre Zeitschrift wesentlich beigetragen.

Was ich an dieser so sehr begrüße, ist die für eine Gewerkschaftsschrift auffallende Phrasenlosigkeit ihrer Artikel. Diese selber sind blitzsauber, klar und intelligent geschrieben. Eine Tatsache, die ich hoch anerkenne, auch wenn ich mit ihrem Inhalt manchmal nicht einverstanden bin. Besonders zum Beitrag von Fritz Vilmar zum Weltfriedensdienst in Nr. 2 möchte ich Sie beglückwünschen. Ich freue mich, daß diese Idee nun auch auf der politischen Ebene langsam ins Spiel kommt.

Ihr Fotomaterial ist ausgezeichnet. Schade nur, daß die Erzählungen nicht das übrige Niveau des Blattes erreichen.

Ich würde mich sehr freuen, dieses auch in Zukunft in gleicher Güte zu erhalten, und bleibe einstweilen mit den besten Grüßen

hochachtungsvoll, Ihr

Günter Lipp, München 2

Seltsames

sah

Hans

Fischer

